This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

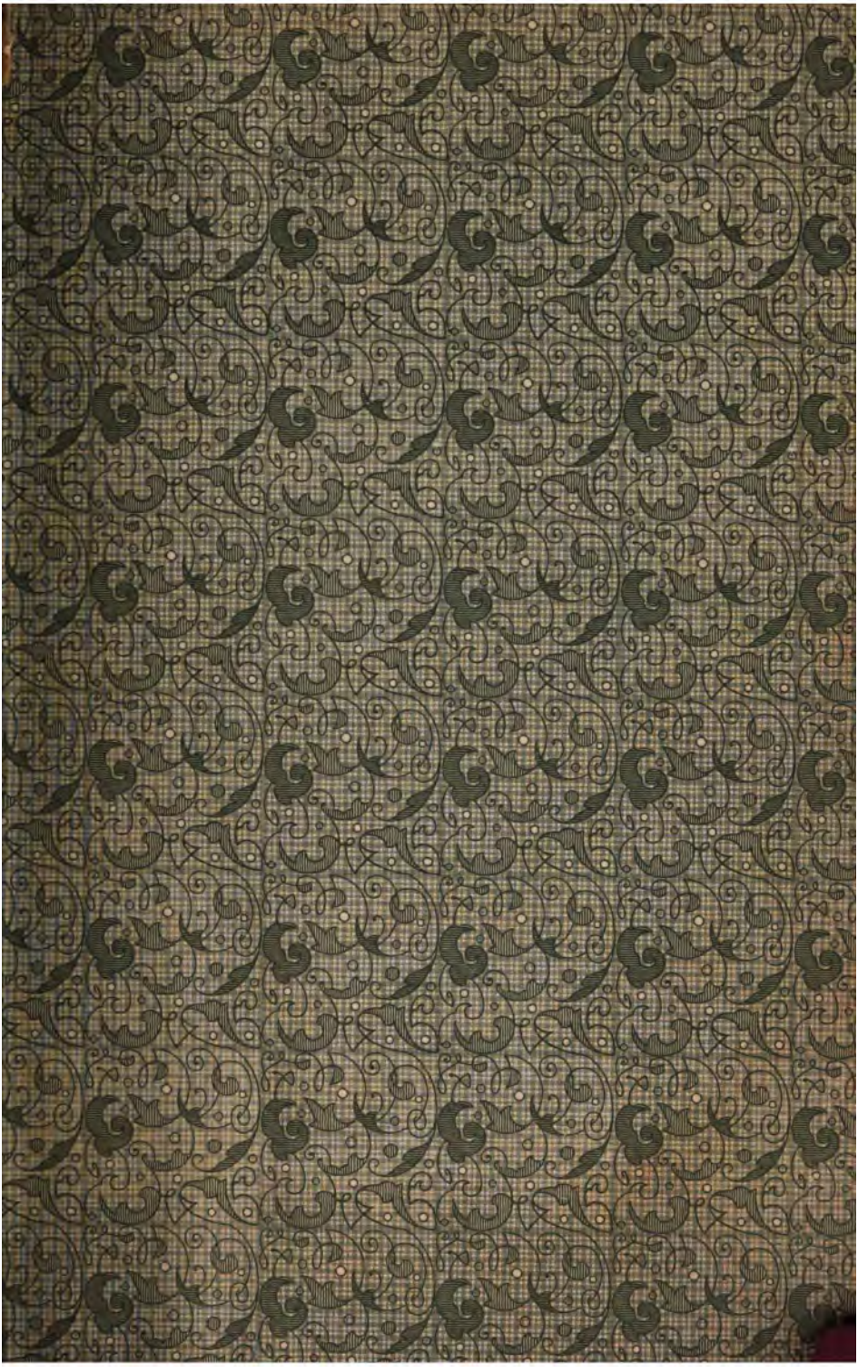
Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

PT
2433
M17Z85

gift of

Professor
Grosvenor Cooper

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES



4

Nikolaus Meyer

als

Freund Goethes und Förderer des geistigen Lebens in Westfalen.

Ein Beitrag zur Geschichte des westfälischen Zeitungswesens.

Inaugural-Dissertation

zur

Erlangung der philosophischen Doktorwürde

vorgelegt einer

Hohen Philosophischen und Naturwissenschaftlichen Fakultät

an der

Westfälischen Wilhelms-Universität zu Münster i. W.

von

Karl Knebel
aus Benrath a. Rh.

Münster 1908.
Regensbergsche Buchhandlung und Buchdruckerei.

MLF

PT2433
M17Z85

Referent: Herr Prof. Dr. Schwering.

Dekan: Herr Prof. Dr. Joſtes.

Meiner lieben Mutter.

PT2433
M17Z85

Referent: Herr Prof. Dr. Schwering.

Dekan: Herr Prof. Dr. Jostes.

Meiner lieben Mutter.

Literatur.

Zu Abschnitt I.

K. Goedeke, Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung. 2. Auflage; besonders Buch VII. 1900. S. 336. Nr. 54.

Freundschaftliche Briefe von Goethe und seiner Frau an Nikolaus Meyer. Aus den Jahren 1800—1831. Leipzig, Hermann Hartung 1856. Lebensskizze Nikolaus Meyers. S. X ff.

Briefe von Goethes Frau an Nikolaus Meyer. Mit Einleitung, Facsimiles, einer Lebensskizze Nikolaus Meyers und Porträts. Straßburg, Karl J. Trübner 1887.

Kleinere Nachrichten.

Das gelehrte Teutschland oder Lexikon der jetzt lebenden Teutschen Schriftsteller. Angefangen von G. C. Hamberger, fortgesetzt von J. G. Meusel. Bd. XIV. Lemgo 1810. S. 566. Bd. XVIII. Lemgo 1821. S. 694 f.

Rotermund, Lexikon aller Gelehrten in Bremen. 1818. Bd. II. S. 35 f.

O. L. B. Wolff, Encyklopädie der deutschen Nationallitteratur oder biographisch-kritisches Lexikon der deutschen Dichter und Prosaisten seit den frühesten Zeiten; nebst Proben aus ihren Werken. Bd. V. Leipzig 1840. S. 256.

Leipziger Repertorium der deutschen und ausländischen Litteratur. Herausgegeben von Gersdorf. 1855. Bd. III. S. 63. Nr. 3389.

Bremer Dichter des 19. Jahrhunderts. Auswahl ihrer Gedichte mit biographischen Notizen unter Mitwirkung von August Freudenthal herausgegeben von Julius Graefe. Bremen 1875.

Bremisches Jahrbuch, herausgegeben von der Historischen Gesellschaft des Künstlervereins. Bd. XIV. 1888. S. 172 ff.: „Goethe und die Anlage des Bremer Hafens", darunter S. 173 als Anmerkung ein Lebensabriß Nikolaus Meyers.

J. Kürschner, Deutsche National-Litteratur. Bd. 135, 3. S. 242 ff.

Franz Brümmer, Lexikon der deutschen Dichter und Prosaisten von den ältesten Zeiten bis zum Ende des 18. Jahrhunderts. Reclam. S. 332.

Zu Abschnitt II.

Gebhardt, Handbuch der deutschen Geschichte, neu herausgegeben von Ferdinand Hirsch. 3. Aufl. Stuttgart 1906.

Heinrich von Treitschke, Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert. 4. Aufl. 1897.

Theobald Ziegler, Die geistigen und sozialen Strömungen des 19. Jahrhunderts. Berlin 1899.

Vogt und Koch, Geschichte der deutschen Literatur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. 2. Aufl. Leipzig und Wien 1904.

Rich. M. Meyer, Die deutsche Literatur des 19. Jahrhunderts. 3. Aufl. Berlin 1906.

Gustav Köpper, Literaturgeschichte des rheinisch-westfälischen Landes. Elberfeld 1898.

Rich. Wülker, Geschichte der englischen Literatur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. 2. Aufl., Leipzig und Wien 1907.

Allgemeine Deutsche Biographie.

Hamberger Meusel, Das gelehrte Teutschland. Bd. I. Lemgo 1796. ff.

Neuer Nekrolog der Deutschen. Herausgegeben von Fr. Aug. Schmidt. 1. Jahrgang. 1823. ff.

Karl Goedeke, Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung. 2. Aufl. Dresden 1884 ff.

Adolf Bartels, Handbuch zur Geschichte der deutschen Literatur. Leipzig 1906.

Franz Brümmer, Lexikon der deutschen Dichter und Prosaisten von den ältesten Zeiten bis zum Ende des 18. Jahrhunderts. Reclam.

Franz Brümmer, Lexikon der deutschen Dichter und Prosaisten des 19. Jahrhunderts. Reclam.

Friedrich Raßmann, Münsterländisches Schriftstellerlexikon. Lingen 1814.

— Dasselbe 1. Nachtrag. Lingen 1815.

— Dasselbe 2. Nachtrag. Münster 1818.

— Dasselbe 3. Nachtrag. Münster 1824.

— Dasselbe 4. Nachtrag.

Ernst Raßmann, Nachrichten von dem Leben und den Schriften münsterländischer Schriftsteller des 18. und 19. Jahrhunderts. Münster 1866.

— Dasselbe, Neue Folge. Münster 1881.

Einleitung.

Bis zum heutigen Tage mangelt es der deutschen Presse an einer auf hinreichendem Quellenstudium beruhenden Darstellung ihrer Entwickelung. Robert Prutz' „Geschichte des Journalismus" (1. Bd. Hannover 1845) ist unvollendet geblieben, und selbst dem verdienstvollen Werke Ludwig Salomons[1]) fehlten die nötigen Vorarbeiten, hat doch teilweise die Provinzialpresse Deutschlands bis in die jüngste Zeit hinein nicht die Beachtung gefunden, die sie als Kulturfaktor auch dann verdient, wenn die Wirkung der großen Zahl ihrer Organe landschaftlich beschränkt blieb.

Für Westfalen, d. h. für das alte westfälische Gebiet zwischen Weser und Rhein, hat nunmehr d'Ester eine Spezialuntersuchung veröffentlicht, die vorerst bis zum Jahre 1813 reicht.[2]) Dem Leser dieses Buches drängt sich die Beobachtung auf, daß eigentlich nur wenige bedeutende Männer im Dienste dieser Presse gestanden haben. Abgesehen von Justus Möser sind hier zu nennen: der Dichter Friedrich von Derschau, der 1755 zu Kleve den „Westphälischen Beobachter" herausgab, Peter Florenz Weddigen, der 1784 das „Westphälische Magazin zur Geographie, Historie und Statistik" gründete, Arnim Mallinckrodt, der 1796 das „Magazin von und für Dortmund" ins Leben rief und mit Weddigen 1799 dort das „Magazin für Westphalen, der Geographie, Geschichte, Statistik und allem nützlichen Wissen gewidmet", leitete,

---

[1]) Ludwig Salomon, Geschichte des deutschen Zeitungswesens. 3 Bde. Oldenburg und Leipzig 1900—1906.

[2]) Carl d'Ester, Das Zeitungswesen in Westfalen von den ersten Anfängen bis zum Jahre 1813, in seiner geschichtlichen und kulturellen Bedeutung dargestellt. Münster 1907. Heft I und II der Münsterschen Beiträge zur neueren Literaturgeschichte. Herausgegeben von Professor Dr. Schwering.

und endlich der Pfarrer Wilhelm Aschenberg in Kronenberg bei Elberfeld, der 1798—1806 das „Bergische Taschenbuch zur Belehrung und Unterhaltung" erscheinen ließ.

Dem Zeitungswesen Münsters waren die Reformen des Freiherrn von Fürstenberg außerordentlich förderlich. Von den Journalisten dieser Stadt zu Anfang des 19. Jahrhunderts hat sich Friedrich Raßmann um das geistige Leben in dem Lande an Ems und Lippe Verdienste erworben, weniger als Dichter denn als Herausgeber anregender Zeitschriften und Taschenbücher. — Für immer wird Dortmund in der Geschichte des westfälischen Zeitungswesens durch Arnold Mallinckrodts journalistische Unternehmungen, vor allem durch seinen „Westphälischen Anzeiger", einen Ehrenplatz beanspruchen können. — Eine führende Stellung nimmt von 1817 bis zur Mitte des Jahrhunderts die Presse Mindens ein durch Nikolaus Meyers „Sonntagsblatt", welches damals die beste schöngeistige Zeitschrift Westfalens war. Auch die späterhin zu Münster und Hamm erscheinenden Wundermannschen „Unterhaltungsblätter" konnten sich nicht mit ihm vergleichen.

Wie unter den genannten Journalisten Derschau und Raßmann, wie Elisa von Lützow und Immermann in dem Kreise zu Münster, so war auch Nikolaus Meyer, der sich um die Kulturgeschichte Westfalens bleibende Bedeutung erworben hat, kein Sohn der roten Erde. Er stand schon im 33. Lebensjahre, als er von Bremen nach Minden übersiedelte und sich dort eine ärztliche Praxis gründete. Rastlos ist er dann für das Wohl der Stadt tätig gewesen; hier hat er sich mit gleichgesinnten Männern und Frauen zu eifriger Pflege von Kunst und Wissenschaft vereint, junge strebende Geister um sich versammelt und seinem Schaffen den wirkungsvollsten Ausdruck gegeben in seinem „Sonntagsblatt". In der Heimat Wittekinds ist dieses die einzige Zeitschrift gewesen, welche Goethes Lob erntete; auf ihr liegt auch das Frührot der erwachenden Dichtertalente eines Hoffmann von Fallersleben, eines Heine, und in höherem Grade das Morgenlicht der Blütezeit der westfälischen Poesie durch die Erstlingsbeiträge eines Freiligrath, eines Levin Schücking und eines Friedrich Wilhelm Weber.

Die vorliegende Arbeit ist nun eingeteilt in die Darstellung von Nikolaus Meyers Leben und Schaffen und die Behandlung des Mindener „Sonntagsblattes". Der erste Abschnitt kann auf Vollständigkeit keinen Anspruch erheben, da mir die Briefe Nikolaus Meyers an Goethe nicht zugänglich waren. Sie befinden sich, wie auch Meyers Briefe an Christiane Vulpius, im Goethe-Schiller-Archiv zu Weimar[1]).

I. Nikolaus Meyers Leben und Schaffen.

Nikolaus Meyers Wiege hat in Bremen gestanden.

Wohl war die Macht dieser Stadt im 18. Jahrhundert schon längst gesunken wie die der Hanse überhaupt, die einst die Meere beherrscht, mit Königen um Ehre und Besitz blutig gekämpft, im Stahlhof zu London, auf der Messe im fernen Nowgorod und im starken Wisby eine Art deutscher Kolonialherrschaft verkörpert hatte, lange bevor glücklichere Nationen die Erde unter sich zu teilen begannen. Aber die Straßen und Bauten Bremens zeigten allenthalben die Spuren der stolzen Vergangenheit; und noch heute schaut man immer wieder mit erhebender Freude die romantischen Bauwerke des Marktplatzes. Hinter die kunstreichen Giebel der hohen Patrizierhäuser scheint sich dazu auch ein Stück altdeutschen Bürgertums mit seiner herzlichen Behaglichkeit bis auf unsere Tage gerettet zu haben. —

Die schlimmste aller Bedrängnisse, die über die Stadt hereingebrochen sind, ist der dreißigjährige Krieg gewesen. Wenn es auch gelang, mit Einsetzung aller Kraft und aller Mittel die Unabhängigkeit zu wahren, so blieb doch die Unternehmungslust der bremischen Kaufleute für mehr denn ein Jahrhundert gelähmt.[2]) „Erst unter dem mächtigen Eindrucke der Taten Friedrichs des Großen, unter den Nachwirkungen des nordamerikanischen Freiheitskampfes, unter der Anregung, die das Aufblühen deutscher Wissenschaft, Literatur und Kunst den Geistern gab, sehen wir endlich auch unsere Stadt zu neuem Leben erwachen und mit frischem

[1]) Nach freundlicher Mitteilung des Herrn Prof. Dr. Carl Schüddekopf.

[2]) W. von Bippen, Geschichte der Stadt Bremen. 3 Bde. 1891 bis 1904.

Mute auf die Bahnen des Welthandels geführt."[1]) — Im dritten Viertel des 18. Jahrhunderts blühte in der Weserstadt die „Bremische deutsche Gesellschaft", die ihre Bestrebungen auf die Förderung der deutschen Sprache richtete. Sie gab 1767—71 nach dem Vorbilde Michael Richeys, des Mitstifters der „Deutschübenden Gesellschaft", den berühmten „Versuch eines bremisch-niedersächsichen Wörterbuchs" (5 Bde) heraus. Den Naturwissenschaften widmete sich die 1776 gegründete physikalische Vereinigung, die unter dem Namen „Museumsgesellschaft" bekannt geworden ist.[2])

Eine Stadt, wie die eben geschilderte, erweckt in jungen Seelen mannigfache geheime Kräfte, gibt vielseitige Anregungen und freien, weiten Blick.

Hier wurde Nikolaus Meyer als Sohn des Ratsherrn Dr. jur. Heinrich Hermann Meyer in der Weihnachtswoche des Jahres 1775 geboren. Den Vater verlor der Knabe schon im 8. Lebensjahre. Nun kam er mit seinem jüngeren Bruder „in scholam concionatoris", wie er in dem Lebenslauf seiner Dissertation berichtet. 1786 kehrte er zur Mutter zurück, einer ausgezeichneten Frau, die mit Unterstützung von Hauslehrern die weitere Erziehung des Sohnes leitete. Kurze Zeit, vermutlich 1789, unterrichtete ihn der Tecklenburger Friedrich Adolf Krummacher, der sich als Parabeldichter einen Ruf erworben hat. Vom 14. bis zum 16. Lebensjahre gehörte der Jüngling dem bremischen Athenäum und Gymnasium an und bezog darauf das Gymnasium zu Halle und später das von A. H. Franke gestiftete Pädagogium. Ende 1793 trug er sich bei der medizinischen Fakultät der Universität Halle ein; doch mußte er krankheitshalber den Frühling und Sommer in Detmold und Meinberg zubringen. Damals sah er auch viele andere westfälische Städte. An der Kieler Akademie nahm er dann seine medizinischen Studien wieder auf. „Aestivo tempore iter fere semper per Holsatiam et Daniam instituens, uberiorem terrae et hominum cognitionem colligere studui". Den 23. Mai 1798 wurde er an der Universität Jena von dem damaligen

[1]) a. a. O. Bd. III. S. 7.

[2]) a. a. O. Bd. III. Kap. IX. Geistiges und geschäftliches Leben in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts.

Rektor Schütz immatrikuliert. „Mit Ausnahme des Perikleischen Athens", wie Bielschowsky sagt, hat „nie eine Stadt der Welt eine gleiche Fülle hervorragender, schöpferischer Geister in ihren Mauern gesehen" als Jena auf der Höhe seines Ruhmes (1794—1805). „Goethe, Schiller, Fichte, Schelling, Hegel, Wilhelm und Alexander von Humboldt, August Wilhelm und Friedrich Schlegel, Brentano, Tieck, Voß — wo wäre diesem Kranze etwas Ebenbürtiges an die Seite zu setzen! Sie machten Jena zur Blütestätte des Klassizismus, zur Geburtsstätte der nachkantischen Philosophie und der Romantik."[1]) Dort bot sich dem aufgeweckten Jüngling, dessen Herz für alles Hohe und Schöne glühte, reiche Förderung.

Bald lernte er Goethe von Angesicht zu Angesicht kennen. „Der Name einer geachteten Familie, seine liebenswürdige Persönlichkeit und seine Begeisterung für Goethe waren alles, was er zum ersten Besuche mitbrachte, bei dem er eine so freundliche Aufnahme fand, daß er nun in Jena jede freie Zeit benutzte nach Weimar zu gehen."[2]) Goethes Tagebücher aus dieser ersten Zeit berichten nur selten von Nikolaus Meyer; unter dem 27. Dezember 1799 findet sich die Bemerkung: „Mittag Familie Meyer von Bremen". Wirklich hatte sich von Anbeginn ein väterlich-freundschaftliches Verhältnis des Dichters zu dem jungen Studenten entwickelt, und dieser verlebte denn auch viele Wochen des Winters 1799/1800 in dem gastfreien Hause. Goethes naturwissenschaftliche Sammlungen lieferten dem Mediziner das Material für seine Dissertation „Prodromus anatomiae murium" (1800). Sie ist „Goethio Viro Perillustri Ingenio Doctrina Scriptis Per Orbem Terrarum Ubicunque Gratiis Et Musis Litatur Celeb(r)errimo [Tenuem Istum Libellum] Pietatis Et Officii Caussa Verecundissime" zugeeignet. Auf dem Küchenherde wurden „zum Entsetzen der kleinen Freundin Vulpia" die Zergliederungen der Mäuse vorgenommen, und vom Dache leuchteten ihr die kleinen gespenstischen Gerippe entgegen. Nikolaus Meyer, dessen

[1]) Bielschowsky, Goethe. Sein Leben und seine Werke. Bd. II. München 1904. S. 120.

[2]) Freundschaftliche Briefe, Lebensskizze S. X.

Scharfsinn und Kenntnisse sowohl in den medizinischen als auch schöngeistigen Wissenschaften Loder, der Dekan, preisend hervorhob, durfte seine Dissertation „sine Praeside e cathedra publice“ verteidigen (27. Juni 1800). Die Arbeit erregte die Beachtung der Fachgelehrten; dem von ihm entdeckten und zuerst beschriebenen Knochen gaben Blumenbach und Cuvier den Namen „os transversum Meyeri“. Die Vermutung liegt nahe, daß Goethe selbst zur Behandlung gerade dieses Stoffes angeregt hat, war doch das Studium der vergleichenden Anatomie für ihn der Kern seiner eifrigen morphologischen Forschungen. Seine geniale Erfassung der Natur hat schöpferisch umgestaltend und grundlegend auf die Ideen des 19. Jahrhunderts gewirkt, und Nikolaus Meyer war es vergönnt, wie nicht vielen Sterblichen, einen köstlichen Einblick in das Walten des Genius und das Werden der Geschichte zu tun. Beruht das Einzigartige der Persönlichkeit Goethes, mit Bielschowsky zu sprechen[1]), auf der innigen Harmonie seiner Naturerforschung und seines Kunstlebens, war ihm die höchste Naturerkenntnis das Mittel, um „zu seinem vollen künstlerischen Bewußtsein zu gelangen“, so möchte man fast an eine absichtsvolle Einwirkung auf den jungen Meyer glauben, wenn er ihn aufforderte, zu 13 gemalten naturhistorischen Blättern von Horny eine poetische Erklärung zu geben. Mit Leichtigkeit kam der Mediziner dem Vorschlage nach, und der Jugendschriftsteller J. Glatz nahm dann, wie Kürschners „Signale aus der litterarischen Welt“[2]) mitteilen, diese Erläuterungen und die von Goethe selbst verfaßte einer 14. Tafel der Mineralien in sein „Naturhistorisches Bilder- und Lehrbuch“ (1803) auf, freilich ohne den Namen des Dichters zu nennen. Jedenfalls empfing Nikolaus Meyer in Weimar die für sein ganzes Leben dauernde poetische Anregung; der Genius Goethes spornte ihn zu eigenem dichterischen Schaffen an, wie er selbst in den Versen gesteht:

„Doch mit der Zeit, da mir der Ilme Rauschen
Und ihres Schwanes Lied mein Lied geweckt“ usw.

---

[1]) a. a. O. Bd. II. Kap. 15. Goethe als Naturforscher.

[2]) S. 1129—1131; vgl. Goethe-Jahrbuch VII. 1886. S. 385.

Und dort am Frauenplan entstand auch eine andere Freundschaft, die uns einen glücklichen Blick in das häusliche Leben Goethes werfen läßt. Dem deutschen Volke hat lange Zeit ein falscher Begriff von Christiane Vulpius vorgeschwebt, indem es die mannigfachen Herabsetzungen, deren saubere Eltern Neid und Ränkesucht gewesen sind, für bare Münze hielt. Die Mitte der 80er Jahre brachte endlich den Anstoß zu einer gerechteren Beurteilung. Frauen waren es hauptsächlich gewesen, die sie zu Lebzeiten mit Verachtung gequält hatten; Frauen wandten sich nunmehr der Verleumdeten als Verteidigerinnen zu. Die „Saale-Zeitung" enthielt im Jahrgang 1886 (Nr. 108—115) mehrere solche Abhandlungen aus der Feder der Schriftstellerin Emma Brauns. Demselben Zweck in erster Linie dienten auch die „Briefe von Goethes Frau an Nikolaus Meyer. Mit Einleitung, Facsimiles, einer Lebensskizze Nikolaus Meyers und Porträts. Straßburg 1887".[1]) Ein Aufsatz in den „Grenzboten"[2]), dessen Verfasser sich ebenfalls nicht nennt, handelt über die Veröffentlichung und möchte sie einer Dame zuschreiben. Schon vorher, 1856, waren die „Freundschaftlichen Briefe von Goethe und seiner Frau an Nikolaus Meyer"[3]), die für Christiane bereits eine Lanze brechen, aus dem Nachlaß des Arztes herausgegeben worden. Sie enthalten außerdem von Goethe zwei Briefe an Meyers Frau, drei an Karl Victor, den Sohn, und ferner fünf von August von Goethe an Nikolaus Meyer. Die vielen Ungenauigkeiten und Abweichungen dieses Abdruckes[4]) werden für die Briefe von Christiane durch die spätere Publikation beseitigt. Von den Handschriften waren die meisten 1887 im Besitz der Straßburger Universitäts- und Landesbibliothek. Der Herausgeber der „Briefe von Goethes Frau an Nikolaus Meyer" spricht in der Einleitung zunächst über die Verfasserin der Briefe. Die bunte Schreibart, so führt er aus,

---

[1]) Kurze Darstellung des Inhalts: Straßburger Post. 1891. Nr. 60. 2. Blatt. Von Joh. Loew.

[2]) Grenzboten. 1887. 3. Quartal S. 463. „Goethes Frau".

[3]) Freundschaftliche Briefe von Goethe und seiner Frau an Nikolaus Meyer. Aus den Jahren 1800—1831. Leipzig, Hermann Hartung.

[4]) S. Goethe-Jahrbuch VII. 1886. S. 304 f: „Zu den Briefen von Christiane Goethe an Nikolaus Meyer".

dürfe man nicht durch den Mangel jeglicher Bildung erklären, da damals die Orthographie noch mehr der Willkür des Einzelnen ausgesetzt gewesen sei. Im nächsten Abschnitt gibt er dann eine Darstellung der Entstehung von Goethes Verhältnis zu Christiane. Die darauf folgende warme Würdigung dieses Wesens „von außerordentlicher Anmut, Herzensgüte, Bescheidenheit und unzerstörbarem Frohsinn" scheint denn doch in ihrer polemischen Absicht den „belebenden Einfluß dieser Liebe", „dem wir vom Schönsten danken, was in deutscher Sprache gedichtet worden ist", zu überschätzen. Der zweite Teil bringt zwölf eigenhändige Briefe der Christiane Vulpius an Nikolaus Meyer, der dritte eine Lebensbeschreibung Meyers und der letzte die Faksimiles der Briefe.

In diesen Briefen nun erscheint Christiane gar nicht als die völlig Ungebildete, wie man sie verschrieen hat. Zwar überwiegt in ihnen, da sie von einem sorgsamen Hausmütterchen stammen, „die gemeine irdische Alltäglichkeit", um einen Ausdruck Bielschowskys zu gebrauchen, aber sie verraten doch auch ihr Interesse sowohl für Goethes Arbeiten als für die großen Männer und bedeutenden Frauen, die in ihrem Hause verkehrten. Sie stellt in harmlosem Plauderton Berichte über die literarischen Ereignisse in Weimar geschäftig neben solche über die Angelegenheiten der Küche und des Kellers. Voll heiterer Lebenslust erzählt sie Nikolaus Meyer, den sie als „lieben Freund" anredet, daß sie dann und dann wieder eine Festlichkeit mitgemacht und sich seiner dabei erinnert habe: (15. Dezember 1803) „. . . . Ihre Gesundheit wird immer, bei jedem Schmaus, oder bei mir auf jeder Redoute oder Ball getrunken . . . . Alle meine guten Freunde freuen sich sehr Sie wiederzusehen — die Kirmesse in Roßla und all dergleichen Späße werden, wenn wir zusammen sind, sehr oft erwähnt, kurz es wird immer von ihm gesprochen, und man will behaupten, daß kein Tag vorbeiginge, wo Sie nicht einigemal erwähnt werden." Dann schmeichelt sie ihm wohl: (4. Juli 1804) „. . . . Nächstens werden Sie auch einen großen Brief von August erhalten. Von demselben muß ich Ihnen nur schreiben, daß wenn er tanzt, jedermann sagt, er mit derselben unnachahmlichen Grazie tanze als der Herr Doktor Meyer." Wie wird man bei diesen Worten an die Lustigen von Weimar erinnert!

„Spiel und Tanz, Geſpräch, Theater,
Sie erfriſchen unſer Blut;
Laßt den Wienern ihren Prater:
Weimar, Jena, da iſt's gut!"

Chriſtianes Sorge um Goethe iſt rührend; iſt er krank, ſie leidet mit ihm; Ehrungen, die ihm zuteil werden, erfüllen ſie ſelbſt mit Stolz: (Aus Lauchſtädt 1802. 1. Brief der Ausgabe) „. . . . Das Theater iſt hier ſehr ſchön geworden, es können 1000 Menſchen zuſehen — im erſten Stück, das mit einem kleinen Vorſpiel vom Geheimrat (ſo ſpricht ſie bezeichnenderweiſe von ihm!) anfing, betitelt „Was wir bringen", waren 800 Menſchen — wir waren auf dem Balkon in einer ſehr ſchönen Loge, und wie das Vorſpiel zu Ende war, ſo riefen die Studenten „es lebe der größte Meiſter der Kunſt Goethe!" Er hatte ſich hinten hingeſetzt, aber ich ſtand auf, und er mußte vor, um ſich zu bedanken." Die Liebe zu Goethe ließ ſie gering denken von all der Verachtung und unfeinen Behandlung, die ihr die Weimarer Geſellſchaft zufügte. (12. April 1805:) „. . . Und hier iſt kein Freund, dem ich ſo Alles, was mir am Herzen liegt, ſagen könnte" — das iſt eine von den Äußerungen, die ihr das herbe Gefühl der Vereinſamung auspreßt; in dieſer Pein ſchüttet ſie vertrauensvoll Nikolaus Meyer ihr Herz aus: „. . . Der Geheimrat hat nun ſeit einem Vierteljahr faſt keine geſunde Stunde gehabt und immer Perioden wo man denken muß er ſtirbt. Denken Sie alſo [ſich] mich, ich die außer Sie und dem Geheimrat keinen Freund auf dieſer Welt habe, und Sie, lieber Freund, ſind wegen der Entfernung doch ſo gut wie verloren. Sie können ſich denken, wenn ſo ein unglücklicher Fall käme, und ich ſo ganz allein ſtünde, wie mir zu Mute iſt, ich bin wahrhaftig ganz auseinander". Und weiter: (2. Juli 1805) „. . . . ich habe aber auch keinen anderen Wunſch als den, nur einige Tage wieder mit Ihm zu ſprechen, denn was alles in der Zeit bei uns vorgegangen iſt, läßt ſich nicht ſchreiben." Zuweilen beklagt ſie ſich, daß Meyers Briefe ſo ſelten ſeien: (21. April 1803) „. . . . ich lebe ganz ſtill und ſehe faſt keinen Menſchen. Das Theater iſt noch einzig und allein meine Freude. Ich lebe aber wegen des Geheimrats ſehr in Sorge, er iſt manchmal ganz Hypochonder und ich ſtehe viel aus, weil es aber Krankheit, ſo tue ich alles gern; habe aber ſo gar

niemand dem ich mich vertrauen kann und mag. Schreiben Sie mir aber auf Dieſes nichts, denn man muß ihm ja nicht ſagen, daß er krank iſt, ich glaube aber, er wird wieder einmal recht krank. Neulich als Ihr Brief kam, war er ſehr luſtig und ſagte zu mir: ſehe nur einmal, was dem Doktor ſeine Briefe an Dich ſo klein und unbedeutend werden; erinnerſt Du Dich, ich habe Dir es einmal voraus prophezeit. Und wirſt Du bald gar keine mehr bekommen. Laſſen Sie das nicht in Erfüllung gehen und ſchreiben Sie mir bald und viel. Denn eine ganze Zeit habe ich ſehr wenig von Ihnen gehört, ich denke mir aber feſt, daß Sie noch der Freund ſind, der Sie waren, ſowie ich auch das bleibe, was ich war . . ."

Soviel Proben hier aus Chriſtianens Briefen angeführt ſind, ſoviel Zeugniſſe für ihre ſelbſtloſe Liebe zu Goethe, ihre Sorge um ſeine Ruhe und Bequemlichkeit, treue Verwaltung des Hausweſens trotz ihrer ſchwierigen Stellung und vor allem für ihre Erkenntlichkeit und bleibende Freundſchaft zu Nikolaus Meyer. Er teilte ja auch — wie Goethes Mutter ſelbſt, wie die Herzogin Amalie, wie Riemer — das Vorurteil gegen Chriſtiane nicht; Goethe mag dem jungen Manne, deſſen liebenswürdiges und luſtiges Weſen viele Weimarer Freunde gefeſſelt hat, innerlich dankbar geweſen ſein zu einer Zeit, wo er von Vorwürfen nicht verſchont blieb. Bis zu ihrem Tode dauerte der Briefwechſel zwiſchen Chriſtiane und Nikolaus Meyer fort.

Die Goethebiographen gedenken Nikolaus Meyers gar nicht oder flüchtig und dann nur in Verbindung mit Chriſtiane. „Der ſpätere Bremer Arzt Nikolaus Meyer verlebte den Winter 1799/1800 im Goethiſchen Hauſe; die Briefe Chriſtianens an ihn ſind ein ſchönes Zeugnis des herzlichen, auf gegenſeitige Achtung ſich gründenden Verkehrs" — das iſt alles, was Heinemann[1]) von ihm erwähnt.

Nach ſeiner Promotion hielt ſich Meyer noch eine Weile in Weimar auf und trat dann eine größere Reiſe an, die Wien zum Ziele haben ſollte. Er übernahm jedoch in Bamberg die Leitung eines franzöſiſchen fliegenden Lazaretts. Dem für ſeine geliebte Jenaiſche Univerſität ſtets ſorgſam

[1]) Karl Heinemann, Goethe. 3. Aufl. Leipzig 1903. S. 594.

bedachten Goethe mußte er Auskunft über die Bamberger Professoren der Heilkunde geben.[1]) Einen ähnlichen Vertrauensauftrag bekam Meyer, als er über den Arzt Dr. Roth in Vegesack, der zum Nachfolger des Professors der Botanik Batsch vorgeschlagen war, geheime Nachricht geben sollte. Nachdem ihn für einige Zeit noch Würzburgs medizinische Größen in ihren Bann gezogen hatten, kehrte er in seine Vaterstadt zurück, um sich als praktischer Arzt niederzulassen (1801). Dort war — neben Olbers, Ricker und Treviranus — Joh. Abraham Albers (1772—1821) auf dem Gebiete der Heilkunde eine Autorität.[2]) Er pflegte mit Cuvier, Blumenbach, Sömmering, mit Lawrence, Kreysig, Stieglitz u. s. f. seine Ideen schriftlich auszutauschen. Da Albers es auch verstand, im persönlichen Verkehr höchst anregend zu wirken, so sammelte sich um ihn ein Kreis junger, der Wissenschaft ergebener Männer. Besonders der Erforschung des Croup und seiner Behandlung hatte er sich zugewandt und gewann mit einem Werke darüber den von Napoleon ausgesetzten Preis. Nikolaus Meyers Übersetzung der „Abhandlung über den Croup" von Dr. Royer Collard versah Albers mit einer Vorrede und Anmerkungen (Hannover 1814).

Im Jahre 1806 vermählte sich Meyer, und die Hochzeitsreise des Paares ging nach Weimar, wo ihm im Hause Goethes ein herzlicher, genußreicher Willkomm bereitet wurde.[3]) Die aufrichtigen Beziehungen zwischen den beiden Familien erhielten sich bis zu Goethes Tode und darüber hinaus. Ende 1806 trat auch Goethe, unter dem Eindruck schrecklicher Ereignisse, mit Christiane zum Traualtar. „Wir leben!", schrieb er am 20. Oktober an Meyer, „unser Haus blieb von Plünderung und Brand, wie durch ein Wunder verschont .... Um diese traurigen Tage durch eine Festlichkeit zu erheitern habe ich und meine kleine Hausfreundin gestern, als am 20. Sonntag nach Trinitatis den Entschluß gefaßt, in den Stand der heiligen Ehe ganz förmlich

[1]) Brief Goethes an Meyer vom 30. Dezember 1800.
[2]) Biographische Skizzen verstorbener Bremischer Ärzte und Naturforscher. Bremen 1844. S. 207 und 212 ff.
[3]) Vgl. Goethes Tagebücher. W. A. III. Bd. 3. S. 157: 1806 August 11.—16.

einzutreten; mit welcher Notifikation ich Sie ersuche, uns von Butter und sonstigen transportabeln Viktualien manches zukommen zu lassen . . . ."[1]) Einen großen Teil der Briefe Goethes füllen neben der Beurteilung der Dichtungen Meyers die Dankesbezeugungen für Beiträge zu seinen naturwissenschaftlichen und künstlerischen Sammlungen, für Bücher und nicht zum wenigsten für „Leckerbissen", oder, mit anderen Worten Goethes, für „sowohl leiblich als geistig Genießbares". Den Grundstock zu einigen seiner Sammlungen[2]) bildeten ausgesuchte Geschenke des aufmerksamen Freundes, besonders Antiquitäten, kostbare Münzen und wundervolle italienische Majolika-Geschirre, die Meyer aus dem Gute der Familie Welser in Nürnberg gekauft hatte.[3])

„Goethe war Egoist im höchsten Grad: — aber er mußte es sein, denn er wußte, welchen Schatz er zu verwahren hatte! — Wo es auf Kunst und Wissenschaft ankam, suchte er alles anzueignen." Diese Worte hat über ihn einer seiner Getreuesten geschrieben: Karl Ludwig von Knebel. Die Freunde zu mancherlei Dienstleistungen heranzuziehen, das hat Goethe verstanden wie kaum ein anderer. Im Jahre 1803 hatten ihn schwere Sorgen um die Jenaische Universität getroffen. Schon am 6. September schrieb er an Nikolaus Meyer, die meisten Gelehrten Jenas und Weimars hätten sich zur Bildung einer neuen Literaturzeitung in Jena vereinigt. „Möchten Sie wohl, werter Herr Doktor, die Herren Schröter und Olbers für diese Anstalt interessieren und noch etwa andere Freunde zu derselben einladen uns mit wissenschaftlichen Nachrichten und Urteilen zu beehren. Wollten Sie sich selbst dabei auf irgend eine Weise tätig bezeigen, so wird es zu wechselseitigen Vorteilen gereichen können . . . . Es sollte mir sehr angenehm sein auf diese Weise mit mehrern Ihrer Landsleute in Verbindung zu kommen, um dadurch noch nähern Anlaß zu finden, künftigen Sommer Ihren freundschaftlichen Einladungen Folge zu leisten." Des öfteren erkundigt sich Goethe nach „dem dramatischen Wesen" in Bremen und ob Meyer noch gewillt

[1]) Die Briefe Goethes sind zitiert nach „Goethes Werken. Herausgegeben im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen". IV. Abteilung. Briefe. 1. Bd. Weimar 1887. ff.

[2]) Vgl. Goethes Brief an Meyer vom 28. Februar 1812.

[3]) Vgl. Goethe-Jahrbuch III. 1882. S. 355.

sei, etwas dafür zu tun, wie auch er über die Weimarische Bühne, z. B. über die begeistert aufgenommene Darstellung von Werners „Wanda", Nachrichten gibt. Großes Interesse brachte Goethe dem Bau des Bremer Hafens in den letzten zwanziger Jahren des 19. Jahrhunderts entgegen. Der Mindener Arzt sandte ihm auf seine Bitte eine Zeichnung und Mitteilungen, die ihm sein Vetter, Senator Dr. Heineken, der Leiter des Unternehmens, verschafft hatte. Dieser Brief Meyers an Goethe ist der einzige, der bisher veröffentlicht worden ist, und findet sich mitgeteilt in dem Aufsatze „Goethe und die Anlage des Bremer Hafens" im „Bremischen Jahrbuch".[1] In seiner Antwort (10. Februar 1828) spricht Goethe von der „Kasseler Zusammenkunft", auf welcher der mitteldeutsche Handelsverein gegründet worden war, und bemerkt, er habe kein anderes Interesse als „das allgemein Deutsch-Kontinentale." Gerade damals war seine feurige Seele in ihrem gewaltigen Lebens- und Wissensdrang von den großartigen verkehrstechnischen Plänen der Zeit erfüllt.[2] Der Schluß des Briefes klingt gar national: „Müssen wir doch so viel von den englischen Docks, Schleusen, Kanälen und Eisenbahnen uns vorerzählen und vorbilden lassen, daß es höchst tröstlich ist, an unsrer westlichen Küste dergleichen auch unternommen zu sehen."

Im Jahre 1808 nötigte Nikolaus Meyer eine Krankheit, seiner Heimat den Rücken zu kehren. Da berief ihn Karl August, il principe uomo, indem er ihm zugleich den Titel eines Rates verlieh, nach Weimar. Aber die kriegerischen Begebnisse hinderten den Leidenden an der weiten Reise und machten für immer die hoffnungsreichen Aussichten zunichte, die sich einen Augenblick seinem Leben eröffnet hatten. Statt der thüringischen Residenz wurde nun Minden, wo Verwandte wohnten, Meyers zweite Heimat. Noch einmal verbrachte er, um von einem neuen Übel zu genesen, das er sich bei der Tätigkeit als Leiter des Militärhospitals in Minden zugezogen hatte, einige Monate in

[1] Bremisches Jahrbuch. Bd. XIV. 1888. S. 172 ff. Vgl. Goethe-Jahrbuch Bd. X. 1889. S. 292, 334 f.; Goethes Tagebücher W. A. III. Bd. 12. S. 21., 9. Februar 1829; Eckermann, Gespräche mit Goethe, Dienstag, den 10. Februar 1829.

[2] S. Bielschowsky, Goethe. Sein Leben und seine Werke. Bd. II. München 1904. Kap. 17 „Die Jahre 1824 bis 1830".

Bremen. Dort schrieb er — es war im Winter 1813/14 — politische Artikel für die „Bremer Zeitung".

In Minden vermißte er anfangs schmerzlich den Verkehr mit geistig so hervorragenden Männern, wie er ihn früher in reichem Maße hatte genießen können; er schloß sich damals eng an den Bückeburger Pfarrer Schütz an, der ein Bruder der Frau Griesbach in Jena war.[1]) Elise Freifrau von Hohenhausen hat 1819 ein Büchlein veröffentlicht: „Minden und seine Umgebung, das Weserthal und Westphalens Pforte usw." Da heißt es (S. 6) durchaus nicht schönfärberisch: „Die Stadt ist schlecht und unregelmäßig gebaut, die Häuser kehren die Spitzenseite nach der Straße, daher im Innern derselben so viele Zimmer ohne Tageslicht. Die Paläste und Herrenhäuser von Münster vermißt man hier; nur am Markt, einem ziemlich regelmäßigen großen Platze, und auf dem Kamp stehen einige gute Häuser, neben andern im gotischen Geschmack mit unendlich hohen Giebeln, welche nicht gehörig ausgebaut, und doch zum Teil schon verfallen . . ." Zu jener Zeit hatte der aufstrebende Ort, an der schiffbaren Weser und in einem gesegneten, lachenden Tale gelegen, erst etwa 6000 Einwohner. „In Geschmack an schönen Wissenschaften" stellt die Verfasserin Minden über die Hauptstadt des Westfalenlandes. Das Frühjahr brachte den Einwohnern Theatervergnügen. Ein „geselliger Verein" veranstaltete theatralische Vorstellungen und Deklamationen. Bescheiden fügt Elise von Hohenhausen hinzu: „Es sollen sich dort manche Talente entwickelt und gelungene Leistungen gezeigt haben, über die ich als Mitglied des Vereins mein Urteil zurückhalte."

Allgemach fand sich Nikolaus Meyer in den neuen Kreis hinein. Sein Haus war nach kurzer Frist der literarische und wissenschaftliche Sammelplatz Mindens. Die Idee, das „Sonntagsblatt", eine „Zeitschrift zur Belehrung und Unterhaltung aus dem Gebiete des Schönen und Nützlichen, mit populärer Hinweisung auf deutsche Litteratur und Zeitgeschichte" ins Leben zu rufen, entstand in diesem Zirkel. Doch nicht nur durch die langjährige Leitung dieser Zeitschrift, sondern auch durch die Begründung zahlreicher

[1]) S. Goethe-Jahrbuch Bd. IV. 1883. S. 211.

gemeinnütziger Unternehmungen, Vereine und Stiftungen wurde er der „Wohltäter des Ortes". Es wird sogar erzählt, daß bei der Freigebigkeit Meyers und seiner Gattin bisweilen die Barmittel der Familie völlig erschöpft wurden. Auch Heinrich Heine, dem losen Spötter, soll einmal Nikolaus Meyer einen Rock geschenkt haben. Verlockende Berufungen schlug er in den Wind, nur um seinem Wirkungskreise treu zu bleiben. Ehrfürchtig nannte man ihn den „Vater der Armen". Wie ein rechter Arzt hielt er schützend seine Hände über die Kranken und ging durch die Häuser, zerrissene Herzen zu erquicken, überall Trost und Aufmunterung zu spenden. Dieses erhebende Bild edler Opferfreudigkeit ruft ein ähnliches in unser Gedächtnis: das segensreiche Wirken des großen Berufsgenossen auf der roten Erde, Friedrich Wilhelm Webers.

„Mit Not und Tod ein unabläſſig Kämpfen,
Um Schmerz zu lindern, Fieberglut zu dämpfen
Durch Gottes Huld mit Sinn und leiſer Hand;
Schlafloſe Nächte, ruheloſe Tage;
Dank, Undank auch; viel Harm und keine Klage."

Und in poetiſcher Hinſicht kann Nikolaus Meyer ſehr wohl als ein Vorläufer der literariſchen Blütezeit Weſtfalens gelten — trotz all ſeiner „unerſchütterlichen Selbſtgefälligkeit und unerſchöpflichen Produktivität" auf dem Felde der Dichtung. Mit der Anführung dieſes Wortes ſoll nun zwar nicht die Anwendung des ſtarren Hebbelſchen Begriffs von der „trivialen Naivität" auf Nikolaus Meyer angedeutet werden. Als Redakteur des „Sonntagsblattes" hat er unmittelbar auf manche der Jungen im Sachſenlande befruchtend gewirkt. — Bernhard Vermehrens „Muſenalmanache" für die Jahre 1802 und 1803 haben zuerſt ein paar Gedichte Nikolaus Meyers veröffentlicht. Der Jenenſer Privatdozent hatte vorher ſchon Aufſehen erregt durch ſein Eintreten für Friedrich Schlegels „Lucinde"; nun gab er ſeiner Neigung zur Romantik Ausdruck durch Herausgabe dieſer Almanache, die allerdings auch zahlreiche Beiträge von älteren Dichtern enthielten. Einige von dieſen Gedichten Nikolaus Meyers ſind in Kürſchners „Deutſcher National-Litteratur" wiedergegeben.[1]) Um die Wende des Jahres 1813 ließ Meyer

[1]) Bd. 135, 3. S. 242 ff.

ein Bändchen „Barbale. Gedichte aus der Zeit des Krieges für deutsche Freiheit" in Bremen erscheinen. In Klopstockschem Dithyrambenton preist er die Freiheit:

„O laß es schallen, ahnenden Vorgefühls
Der nahen Freiheit, wirbelndes Freudelied!
Schweb' auf Barbale; künde mahnend
Träumenden Fluren des Mais Erwachen!"

Das „deutsche Freiheitslied" klingt wirklich flott und singbar:

„Hinaus ins Feld! Hinaus zur Wehr!
Es ruft das Vaterland!
Ist Dir der Ruf so groß und hehr,
Nicht heilig noch bekannt?

O! denk' an alte Zeit zurück,
An Hermanns Römerschlacht;
Als deutscher Freiheit schönes Glück
Dem Kühnen noch gelacht.

— — — — — — — — — — —

Drum frisch zur Wehr für's Vaterland!
Als Sklaven habt ihr keins;
Und kämpft, von heil'gem Mut entbrannt,
Denn — frei und deutsch sei eins!"

Auch sechs Jägerlieder finden sich in dem Büchlein:

„Frisch auf aus trägen Betten,
Ihr Jäger! frisch ins Feld!
Das Vaterland zu retten,
Da sich der Tag erhellt.
Jetzt gilt's ein ander Jagen;
Jetzt gilt es Feindesblut;
Als Helden drein zu schlagen,
Zeigt euch mit frohem Mut! . . ."

1814 folgte ein größerer Band „Gedichte" (Bremen 1814) — Poesien in vielen verschiedenen Versarten, denen Anmut in der Behandlung des Wortes und des Rhythmus nicht abzusprechen ist. Doch selten findet sich in seinen Versen einmal etwas wirklich innerlich Erlebtes, selten individuelle dichterische Empfindung, selten gedankenschwere

Stimmung. Nikolaus Meyer war auch kein Mann der Leidenſchaft; nach einem jauchzenden Liede ſucht man bei ihm vergebens. Aber viel lieb- und weinſelige Anakreontik lacht uns aus ſeiner Lyrik entgegen, und da iſt ihm manches liebliche und ſcherzhafte Gedicht gelungen:

Am Fenſter.

„Liebchen! ach laß mich herein!
Hörſt du die Winde nicht ſauſen?
Hörſt du die Wellen nicht brauſen?
Liebchen! ach laß mich herein!“ —
„„Bübchen, es darf ja nicht ſein!““

„„Bübchen! es darf ja nicht ſein!
Mütterchen würde mich ſtrafen;
Geh' nur und lege dich ſchlafen,
Bübchen! es darf ja nicht ſein!““
„Liebchen! ach laß mich herein!“

„Liebchen! ach laß mich herein!
Kannſt dir das Schmähen erſparen,
Mutter ſoll's nimmer erfahren.
Liebchen! drum laß mich herein!“ —
„„Bübchen! es darf ja nicht ſein!““

„„Bübchen! es darf ja nicht ſein!
Aber die Strafe zu meiden,
Setz' dich ans Fenſter beſcheiden;
Bübchen! mehr darf es nicht ſein!““
„Liebchen! nun ſteig' ich herein!“

„Liebchen! ſchon bin ich herein!
Halte dich liebend umſchlungen;
Fühlſt du von Glut dich durchdrungen;
Liebchen!!!“
„„Bübchen!!!““

Aber auch ein ſchwermütiges Antlitz kann ſeine Muſe zeigen:

Warnung.

„Wie magst Du kühn zu fernen Höhen fliegen,
Da Dir die Ruh' im stillen Tale winkt?
Der helle Glanz, die bunten Strahlen trügen,
Sie schwinden, wenn der Abend niedersinkt.
O lerne früh das stolze Herz besiegen,
Eh es getäuscht den Kelch des Kummers trinkt.
Sie fliehet schnell die leichtgesinnte Lust,
Und Gram erfüllt statt Freude Deine Brust.

Wohl magst Du hehr auf jenen Gipfeln stehen,
Doch öffnet sich der Abgrund unter Dir.
Wohl fühlst Du Dich die reinre Luft umwehen,
Doch ferne weilt des Tales stille Zier.
Vom hohen Gipfel wirst Du steilre sehen,
Und nimmer ruht die täuschende Begier.
Wenn hold im Tal die Nachtigall dann flötet,
Stehst Du allein, vom Scheidestrahl gerötet.

Und einsam weilst Du in der nächt'gen Kühle,
Um öde Gipfel stürmt der rauhe Nord,
Und heißer drückt Dich nun des Tages Schwüle,
Vergebens suchest Du den sichern Port.
Der innre Kampf der streitenden Gefühle
Reißt immer weiter Dich vom Ziele fort.
Nicht eher kann das kranke Herz gesunden,
Bis Du die Ruh' im stillen Tal gefunden.

Doch wähne nicht, sie sei so leicht gefunden,
Nicht jeder Pfad führt sicher Dich zurück;
Hier werden Dornen Deinen Fuß verwunden,
Am tiefen Abgrund schwindelt dort Dein Blick.
Entflohen sind der Jugend schöne Stunden,
Mit ihnen weicht der Unschuld reines Glück;
Und kommst Du glücklich noch zum fernen Ziele,
Umweht Dich schon des späten Abends Kühle."

Wie das Gedicht „Am Fenster" so sind auch die folgenden beiden ansprechenden Distichen dem „Rheinisch-westphälischen Musenalmanach auf das Jahr 1821" (herausgegeben von Friedrich Raßmann) entnommen:

Billigkeit.

„Will doch Mancher Alles allein; — ich gleiche nicht dieſen. Schere die Schafe, wer will; teilt er die Wolle mit mir!“

und:

An einen dem Vater ſehr ähnlichen Sohn.

[Nach Martial].

„Wenn du — jeder geſtehet es gern — dem Vater nur gleicheſt; Drückte die Mutter der Treu' leuchtendes Siegel dir auf!“

Das zweite Viertel des 19. Jahrhunderts war die hohe Zeit der lyriſchen Taſchenbücher. Auch die Beliebtheit der Dichtungen Nikolaus Meyers iſt aus der unter dem Druck der ſtaatlichen Zuſtände geſteigerten Empfänglichkeit des deutſchen Publikums für lyriſche Poeſien zu erklären. 1831 gab er ſeinen „Eros“ [1]) heraus. Da wird das Motiv „Dichten, Lieben, Trinken“ in immer neuen Variationen behandelt — für die Menſchen der Biedermeierepoche wohl ein behaglicher Zeitvertreib, für uns aber ungenießbar! Charakteriſtiſch für Nikolaus Meyer und ſeine Neigung zur Poeſie iſt das Gedicht

Die drei beſten Gaben.

„Köſtlich mundet Rebenſaft
In der Freunde Kreiſe,
Ob ich gleich der Mägdlein Kuß
Ungleich höher preiſe;
Doch das lieblichſte Geſchenk
Iſt der Klang der Leier. —
Kann ich dieſer drei mich freun,
Iſt kein Thron mir teuer!

Aber Bacchus weckt in mir
Süßer Triebe Gluten
Und die Liebe ſtürzt mich dann
In des Sanges Fluten;
Seinen Prieſtern gibt Apoll
Ew'gen Ruhm auf Erden:
Wehe! Könnt ich dieſen drein
Jemals treulos werden!

[1]) Eros. Poetiſches Taſchenbuch für 1831. Lemgo 1831.

Spräche der Tyrann: — „Den Wein
Laß!“ — ich würd' ihn laſſen;
Spräch er: — „Lieben ſollſt Du nicht!“
Krank, — würd' ich es haſſen.
Spräch er: „Wirf die Leier hin!“
— Lieber mein Verderben! —
„Fort die Leier, oder ſtirb!“
Singend würd' ich ſterben!“

Aber hinter der Neigung zur Dichtkunſt blieb die poetiſche Geſtaltungskraft weit zurück. Goethe war natürlich die Sonne, von der die Blume der Dichtung Nikolaus Meyers Licht und Wärme empfing; auch Schiller ahmt er nach, und manche Naturſchilderungen gemahnen an Matthiſſon.

Zuletzt ſeien noch die Schlußzeilen eines längeren Gedichts „der Adler“ mitgeteilt, welches Nikolaus Meyer dem ihm freundſchaftlich anhangenden Auguſt von Goethe in ſein berühmtes Stammbuch ſchrieb:[1])

„Nie wirſt Du, kleiner Freund, die Hoffnung trügen,
Die wir uns froh von Dir gemacht.
Du wirſt dem Adler gleich zur Sonne fliegen,
Dich groß auf ihren Strahlen wiegen,
Da ſchon die Kraft in Dir erwacht.
Dann denke mein, des Freundes, der Dich liebte,
Da Dich der Jugend Morgenrot umfing,
Der voller Lieb' an Deiner Blüte hing,
Der Kindheit Spiele freundlich mit Dir übte;
Und den die Hoffnung jener ſpätren Zeit
Im ſchönen Bilde ſchon erfreut.“

---

[1]) Deutſche Rundſchau. Bd. 68. 1891. I. S. 71 ff. „Das Stammbuch von Auguſt von Goethe“. Mitgeteilt von Dr. Walter Vulpius.

Dem Briefe vom 9. November 1802 hatte Goethe sein „Lauchstädter Vorspiel" beigelegt. Der Bremer Arzt verfaßte sogleich eine Nachahmung: „Ein Vorspiel zum Neuenjahr. Die Werbung" (gedruckt bei Diedrich Meier, Bremen) und sandte sie nach Weimar. „Durch die kleinen, gelegentlichen Produkte Ihrer Muse", antwortete Goethe am 7. Februar 1803, „haben Sie auch auf eine freundliche Weise Ihr Andenken erneuert. Die Werbung (ich würde lieber Bewerbung gesagt haben) ist eine recht artige Variation von Was wir bringen und, soviel ich beurteilen kann, dem Lokal gut angepaßt. Nur würde ich raten, da die Poesie ohnhin von Ihren guten Landsleuten einigermaßen abstehen mag, den Eingang dieser edlen Kunst nicht durch diffizile Silbenmaße zu erschweren. Zwar sind Sie in Stanzen, Sonetten, Terzinen und dergleichen gewandt genug, doch können Sie bei oft wiedergefordertem gleichen Reim den uneigentlichen Ausdrücken nicht entgehen, wodurch zwar manchmal eine schöne Wendung gelingt, aber auch oft der Vers dunkel und schielend wird, das ein ungeübtes Publikum irre macht, und ein geübtes nicht befriedigt; deshalb rate ich die leichtesten und freiesten Versarten bei solchen Gelegenheiten zu gebrauchen und sich der schwerern nur als Würze zu bedienen." Goethe scheute sich auch gar nicht, einmal ein recht scharfes Urteil über Meyers Dichtungen zu fällen, wie in dem Briefe vom 18. Januar 1804: „. . . Was das mir übersendete Stückchen zum neuen Jahre betrifft, so ließe sich auf diesem Wege wohl was Gefälliges leisten; daß Sie aber den guten Bremensern zumuteten dergleichen anzuhören, konnte wohl von keinem glücklichen Erfolg begleitet sein . . ." Meyers „lustige Musikanten", die sich an das Singspiel Brentanos anlehnen, sind hier gemeint. Am Schlusse dieses Briefes klingt aber doch das Vertrauen auf Meyers dichterische Fähigkeiten durch. Eine solche versöhnende Anerkennung als bloße Höflichkeitsphrase auszulegen, geht angesichts ähnlicher Belege nicht an. So lautet denn auch der Bescheid Goethes über ein „polemisches Drama" „Kalloterpe", das 1804 unter dem Pseudonym Corti erschien, ganz anders: (11. Juli 1804) „. . . Das beigefügte Stück war sehr gut aufgenommen und wirklich, man hätte ein sehr bärbeißiger Rezensent sein müssen, wenn man unter solchen Um-

ſtänden das Verdienſt dieſer Arbeit nicht hätte anerkennen wollen." — Freilich haben ſpäter böſe Zungen gezi[ſ]chelt, Goethe könne keine anderen großen Geiſter neben ſich ſehen und bedenke nur mittelmäßige mit ſeinem Lobe.[1]) — „Kalloterpe", das in der Form eine Nachahmung des Maskenſpiels „Paläophron und Neoterpe" iſt, wurde bei einem Familienfeſte in Bremen aufgeführt, wozu Goethe nach eigenem Ermeſſen die Masken beſorgt hatte.[2]) — Nach dem Hinſcheiden Schillers ließ der Arzt auf dem Bremer Theater einen von ihm verfaßten Dialog „Schillers Todtenfeier" (Bremen 1806) ſprechen. Theſpis iſt aus dem Elyſium herniedergeſtiegen, um ſein Kind, dem er Führer der Jugend geweſen, das Drama, wiederzuſehen. Er findet es in tiefer Trauer über den Tod des großen Meiſters. Aber ſich über den Schmerz erhebend, führt es dem ſtaunenden Alten einige der herrlichſten Auftritte aus „Wallenſteins Tod" vor.[3]) An des Toten Gattin ſandte der Bremer Kreis eine ſilberne Vaſe mit einer Zueignung von Nikolaus Meyer:

„Still iſt die Nacht, wenn Schimmer goldner Sterne
Vergeſſenheit in unſre Seele ſtreut! —
Wirſt Du's verzeihn, wenn Dir aus weiter Ferne
Der Freunde Wort den ſtillen Schmerz erneut?
Ja, Du verſtehſt uns, und Du nimmſt es gerne,
Was treuen Sinns gewohnte Ehrfurcht beut.
Verweilend noch am ernſten Sarkophage,
Empfängſt Du, ſpät noch, gern der Freunde Klage."
uſw.

Das herzliche Dankesſchreiben von Schillers Witwe, das ihm durch Goethe zugeſchickt wurde, iſt in den „Freundſchaftlichen Briefen" von 1856 abgedruckt.

Im Jahre 1810 ließ Nikolaus Meyer „Viktor", einen „Roman in Briefen", und im Jahre 1830 „Lenore", einen

---

[1]) H. Heine, Romantiſche Schule. Heine, Sämtliche Werke. Hrsg. von Ernſt Elſter. Leipzig und Wien. Bibliograph. Inſtitut. Bd. V. S. 248.

[2]) Goethes Brief an Meyer vom 12. Dezember 1802.

[3]) Zu der Aufführung ſ. Zeitung für die elegante Welt. 1806. Nr. 21. S. 163 ff.: „Schillers Todtenfeier in Bremen am 28. Mai 1806".

„Roman nach der Bürgerschen Ballade", erscheinen. Beide sind unerträglich schwächliche Nachahmungen des „Werther".[1])

Des Vaters poetischer Sinn vererbte sich auch auf die Kinder. Die erste Reise der beiden älteren Söhne führte sie zu Goethe (1827). Bei Wolfgang, dem erstgeborenen, hatte dieser Patenstelle angenommen; eine väterliche Liebe aber faßte er zu Karl Victor. Am 27. Oktober 1827 schrieb Goethe an den Kanzler von Müller: „. . . Die Herren Zelter und Hegel, der junge Meyer und sonstige bedeutendere Gäste hätten durch Ihre Gegenwart an Unterhaltung auf jede Weise gewonnen und dagegen auch manches wieder zu Gute gegeben . . ."[2]). „Der junge Meyer" soll der Sohn Nikolaus Meyers sein. Diesem, Karl Victor, „der so mannigfaltig entschieden talentvoll sich beweist"[3]), wie der greise Dichter an den Freund im Westfalenlande schrieb, zeichnete er die Worte ins Stammbuch:

„Angedenken an das Schöne
Ist das Heil der Erdensöhne!"

Am 18. September 1827 empfahl ihn Goethe an Rauch.[4]) Als er in Berlin heimlich eine Büste seines großen Beschützers nach dem Gedächtnis gebildet hatte, erhielt der Vater einen Brief von Rauch: „Ihr Sohn wird uns alle überflügeln". Doch schon nach kurzer Frist starb der zwanzigjährige Jüngling; nicht lange vorher war den Eltern auch Wolfgang entrissen worden.

Von Meyer, Vater und Sohn, stehen einige Gedichte im „Chaos", der Zeitschrift, die Goethes Schwiegertochter Ottilie für einen ganz vertrauten Kreis von Freunden und Freundinnen herausgegeben hat.

---

[1]) Vgl. Litteratur-Blatt von Wolfgang Menzel. 1831. Nr. 42. S. 168 und W. von Wurzbach, G. A. Bürger. Sein Leben und seine Werke. Leipzig 1900. S. 99.

[2]) Vgl. Goethe-Jahrbuch Bd. III. 1882. „Briefe von Goethe an Heinrich Meyer und Kanzler von Müller" mitgeteilt von Ludwig Geiger. Nr. 6. S. 241, dazu Anmerkung S. 243.

[3]) Brief Goethes an Nikolaus Meyer vom 18. Juni 1830.

[4]) S. Goethe-Jahrbuch. Bd. II. 1881. S. 486 f. — drei Briefe Goethes an Rauch vom 18. September 1827, 3. November 1827 und 11. März 1828; in allen wird Karl Victor Meyer genannt.

Eine andere Seite der literarischen Tätigkeit Nikolaus Meyers bildet die Veröffentlichung und Übersetzung von Schriftdenkmälern des deutschen Mittelalters.

Zunächst beschäftigte ihn das niederdeutsche Gedicht „Hennynk de Han", welches der Bremer Caspar Friedrich Renner unter dem Pseudonym Franz Heinrich Sparre 1731/32 verfaßt aber für eine Nachahmung des „Reineke Vos" aus dem 16. Jahrhundert ausgegeben hatte. Richey in Hamburg hat sich darin täuschen lassen, bis Renner, der eine tüchtige Kenntnis der älteren niederdeutschen Sprache besaß und auch einer der eifrigsten Förderer des „bremisch-niedersächsischen Wörterbuchs" war, ihn aufklärte. In seiner Ausgabe „Hennink der Hahn" hat Meyer eine freie Übertragung veröffentlicht[1]). „Was Henning den Hahn betrifft", schrieb Goethe am 25. Dezember 1805, „so ist es immer ein schätzbares Überbleibsel älterer Zeit, aber freilich mit Reineke Fuchs sowohl wegen dem Gehalt als der Form nicht wohl zu vergleichen. Ihre Übersetzung ist heiter und bequem." Mit dem Silbenmaße war er nicht ganz einverstanden; doch am 28. März 1806 erklärte er, die Übersetzung solle nur unverändert bleiben, da es in Deutschland viele Menschen gäbe, die noch mit dem Hexameter zufrieden seien.

Das Ergebnis weiterer Studien waren die „Altdeutschen Dichtungen", welche Meyer 1833 mit dem gelehrten Mindener Kaufmanne E. F. Mooyer, dem Bibliothekar der „Westphälischen Gesellschaft" herausgab.[2]) Leopold von Ledebur, dem „Vorsteher der Königlichen Kunstkammer und der vaterländischen Merkwürdigkeiten am neuen Kunst-Museo zu Berlin", wurden sie gewidmet. Es sind acht Gedichte in Reimpaaren: 1. Legende vom heiligen Alexius, 2. Dis ist der busant, 3. Dis ist der ritter vnderm zuber, 4. Von eyme gewerbe eins vnd einer, 5. Dis ist der kunig von franckrich, 6. Dis ist der schuler von paris, 7. Dis ist ein hubisch spruch von liebe, 8. Von eyme truncken buben. Die Herausgeber ver-

[1]) Hennink der Hahn. Ein altdeutsches Heldengedicht übersetzt mit einer Vorrede über den Verfasser und dem vollständigen Abdruck des seltenen Originals. Mit 12 radierten Blättern von Menken. Bremen 1813. — Später noch einmal übersetzt von E. Rommel. Hannover 1847.

[2]) Altdeutsche Dichtungen aus den Handschriften herausgegeben von Nikolaus Meyer und E. F. Mooyer. Quedlinburg 1833.

danken sie einem Kodex des 15. oder, wie Maßmann annahm, des 14. Jahrhunderts. Der erste Teil der Handschrift, die Nikolaus Meyer von einem Bremer Buchhändler gekauft hatte, enthielt den „Freidank". Einige der 8 Gedichte waren bereits gedruckt, so „die Legende vom heiligen Alexius", das umfangreichste der von Maßmann gesammelten mittelhochdeutschen Alexiusgedichte,[1]) in Graffs „Diutiska". Schon im Jahre 1815 hatte Meyer eine Abschrift davon und sonstige Berichte an Goethe gesandt, der die Erzählung aber längst kannte.[2]) Die übrigen sieben Gedichte[3]) sind Novellen und Schwänke, einige recht derber und schlüpfriger Art aus der literarischen Verfallzeit des beginnenden 14. Jahrhunderts, deren Stoffe aus dem täglichen Leben oder aus französischen Vorlagen stammen. „Dis ist der ritter vnderm zuber" stand unter dem Titel „Dis ist von der wibe list" schon in der Müllerschen „Sammlung deutscher Gedichte"; eine neuhochdeutsche Übersetzung hat Nikolaus Meyer im „Mindener Sonntagsblatt" Stück 39 und 40 des Jahrgangs 1820 gegeben. Der Verfasser ist Jakob Appet, der in dem Epos „Reinfried von Braunschweig" genannt wird. Ebenfalls hatte die „Diutiska" bereits das fünfte Gedicht enthalten, welches Friedrich Adelung, seinem Inhalte nach, durchsichtiger bezeichnet hat als „Eine Erzählung von der verkannten Unschuld einer Königin von Frankreich und ihrer Rettung". Eine der zahlreichen Studentengeschichten des Mittelalters ist die Erzählung von dem „schuler von paris". — Bedeutende Abweichungen in der Schreibart, größere Vollständigkeit, sorgfältigere Behandlung der Verse ihres Kodex gegenüber den bereits vorhandenen Veröffentlichungen bewogen Nikolaus Meyer und E. F. Mooyer zu der Herausgabe. Von der Hagen und Büsching hatten auf Anfragen nicht geantwortet. — Dis ist der busant, Dis ist der ritter vnderm zuber, Dis ist der kunig von franckrich, Dis ist der schuler von paris

[1]) Sanct Alexius' Leben in acht gereimten mittelhochdeutschen Behandlungen. Nebst geschichtlicher Einleitung sowie deutschen, griechischen und lateinischen Anhängen. Herausgegeben von H. F. Maßmann. Quedlinburg und Leipzig 1843. Fassung F. S. 118 ff.; sie verbessert viele Fehler des Meyer-Mooyerschen Abdruckes.

[2]) Briefe aus der Schweiz, Münster, den 11. November 1779.

[3]) S. Goedeke, Grundriß. Bd. I. § 72. S. 222 ff.

wurden bald darauf wiederum gedruckt und zwar in von der Hagens „Gesamtabenteuern. Hundert altdeutschen Erzählungen" (Stuttgart und Tübingen 1850).

Meyer und Mooyer waren auch zwei der regsten Mitarbeiter der „Westphälischen Gesellschaft für vaterländische Cultur". Einer „Historischen Skizze über Entstehen und Entwickelung der Westphälischen Gesellschaft" (1846) von Nikolaus Meyer sind folgende für ihn und seine Mindener Freunde bezeichnenden Worte entnommen: „Es war nämlich im Jahre 1821, als das Bedürfnis einer näheren Verbindung, zur Verfolgung wissenschaftlicher Zwecke und gemeinnütziger Tätigkeit, sich in dem Kreise mehrerer Gebildeter lebhaft aussprach; so daß nach öfterer Beredung im Jahre 1822 die Regierungsräte von Hohenhausen und Dr. N. Meyer sich vereinigten, einen bestimmten Plan zu entwerfen, nach welchem, zunächst für Westfalen berechnet, der Verein sich bilden sollte." 1825 wurde er von der Regierung genehmigt. Nikolaus Meyer gründete mit dem Archiv-Kommissair Grafen von Raisach, dem Regierungsrat Leopold von Hohenhausen, dem Justiz-Kommissair Ludwig Koch und dem Kaufmann E. F. Mooyer die Sektion für Geschichte und Altertumskunde. Ihr Zweck war „die Erweiterung und Förderung der vaterländischen Geschichts- und Altertumskunde, allgemeinhin, in Bezug auf deutsche Geschichte überhaupt, speziell und vorzugsweise in heimatlicher Beziehung auf Westfalen", — so heißt es in den „Westphälischen Provinzialblättern" (Bd. I. Minden 1828. ff), die von der Gesellschaft herausgegeben wurden. Eine Menge kleinerer Aufsätze aus den verschiedensten Gebieten, der Naturwissenschaft, der Kunst, der Industrie, dem Gewerbe, der Landwirtschaft und der Geschichte, zur Belehrung, Unterhaltung und praktischen Nutzanwendung stammen von Nikolaus Meyer. Aus seinen großen Sammlungen — Elise von Hohenhausen spricht in dem Büchlein über Minden (S. 19) von einer wertvollen Kunst- und Gemäldesammlung des Arztes — stiftete er der „Westphälischen Gesellschaft" vielerlei Bücher, Kunst- und kunstgewerbliche Gegenstände, Modelle, römische und germanische Altertümer, Manuskripte, Urkunden,

Naturalien, und in Anerkennung seiner Verdienste wurde er für mehrere Jahre Konservator des Museums. Das erhabenste Mitglied dieses Vereins war Goethe, der sicherlich durch den Mindener Freund gewonnen worden war; auch August Wilhelm Schlegel und Gneisenau waren Ehrenmitglieder.

In langjährigem Briefwechsel hat Nikolaus Meyer mit Christian August Vulpius, dem Verfasser des Räuberromans „Rinaldo Rinaldini", gestanden. Das „Goethe-Jahrbuch" 1881 (S. 415 ff.) und 1883 (S. 329 ff.) veröffentlichte Auszüge aus einer großen Zahl von Briefen, die Goethes Schwager in den Jahren 1802—16 an den Arzt geschrieben hat. Vulpius unterrichtet ihn darin aufs genaueste über Goethe, seinen Gesundheitszustand und sein Schaffen, über das Leben der anderen großen Männer in Weimar, über das Treiben des Hofes und der Gesellschaft, über das Theater, über die kriegerischen Vorgänge in der Residenz zu Ende des Jahres 1806 u. s. f.

In spätere Zeit fallen einige durch das „Goethe-Jahrbuch" 1889 (S. 162 ff.) bekannt gemachten Briefe des Kanzlers von Müller an Nikolaus Meyer. „Von Meyer, Frorieb, Riemer soll ich die herzlichste Erwiderung Ihres Angedenkens melden. Alle freuten sich höchlich, Näheres von Ihnen zu hören", — diese Stelle aus dem Briefe vom 8. September 1823 zeugt von der Achtung, die Nikolaus Meyer in dem Kreise um Goethe gezollt wurde. Seine Gedichte hatten den Beifall des Kanzlers gefunden, der ihm am 18. September 1832 mitteilte, Goethe habe dem Großherzog ein Exemplar des „Eros" übergeben. Nicht ohne Bedeutung für das Bild Nikolaus Meyers ist schließlich noch eine Stelle aus dem Briefe vom 9. Februar 1843: „. . . Mit Recht können Sie sich sagen, daß auch Ihr Aufsatz im Sonntagsblatt mit zu den Stimulantien beigetragen hat, welche endlich den großartigen Plan, eine Nationalstiftung aus Goethes Haus und Sammlungen zu machen, hervorgerufen haben."

1816 war Nikolaus Meyer zum Stadt- und Landphysikus ernannt worden. Sein goldenes Doktorjubiläum wurde im Jahre 1850 von den Mindenern festlich begangen. Ein paar Monate später mußte der schwergebeugte Greis

im „Sonntagsblatt" den Tod des dritten Sohnes mitteilen, der in Amerika gestorben war. Fünf von seinen acht Kindern waren ihm nun schon ins Grab vorangegangen. Erst im 79. Lebensjahre gab er seine ärztliche Tätigkeit auf, und bald danach, am 24. Februar 1855, ward seinem Leben ein Ende gesetzt.

Während die vorliegende Abhandlung unter der Presse war, erschien das Werk: Ludwig Geiger, Goethe und die Seinen. Quellenmäßige Darstellungen über Goethes Haus. R. Voigtländers Verlag. Leipzig 1908. In diesem Buche wird das freundschaftliche Verhältnis Nikolaus Meyers zu Goethes Familie mehrmals berührt. S. S. 66, 98, 107, 112, 121, 149.

II. Das Mindener Sonntagsblatt.

Im Juni des Jahres 1840 begingen viele größere Städte die Säkularfeier der Gutenbergschen Erfindung, und in den kleineren erweckten Nachrichten der Lokalblätter die Erinnerung an das bedeutungsvolle Ereignis bei der Wende des Mittelalters. Nikolaus Meyer liebte es, zu solchen Gelegenheiten mit einer „Gabe" hervorzutreten, und dieses Mal beschenkte er die Leser seiner Zeitschrift mit einem Aufsatz über die „historische Entwickelung des Typendrucks in Minden" (25. Stück 1840). Nach diesem Artikel hatte das „Sonntagsblatt" Nikolaus Meyers bereits 1716—18 einen kurzlebigen Vorgänger in dem „Mindenschen Boten". Ebenso schnell ging eine von dem Hofbuchdrucker Enax 1755 herausgegebene Zeitung zugrunde. Nach dem großen Kriege ließ dann die Enaxsche Druckerei die „Wöchentlichen Mindenschen Anzeigen" erscheinen; sie enthielten neben den Bekanntmachungen auch unterhaltende und belehrende Aufsätze. Diese Angaben bedürfen einer Ergänzung auf Grund der Arbeit Carl d'Esters über das westfälische Zeitungswesen.[1]) d'Ester stützt sich auf Berichte des um die Journalistik Westfalens sehr verdienten Freiherrn von Hohenhausen in der Zeitschrift „Westphalen und Rhein-

[1]) S. d'Ester: Abschnitt IV „Die moralischen Wochenschriften Westfalens"; und Abschnitt V „Die gelehrten und schöngeistigen Zeitschriften bis zum Jahre 1813."

land". [1]) Dort spricht Leopold von Hohenhausen rühmend über eine 1753 und 1754 in Lemgo herausgekommene Monatsschrift „Westphälische Bemühungen zur Aufnahme des Geschmackes und der Sitten" und flicht dabei auch einige Bemerkungen über das Mindensche Zeitungswesen des 18. Jahrhunderts ein. Danach erschien 1746 in Minden ein im Inhalt den moralischen Wochenschriften ähnliches Wochenblatt „Nützliche Sammlung", das 1756 als „Mindensche Beiträge zum Nutzen und zum Vergnügen" wieder auftauchte. Ein charakteristischer Zug dieser Zeitung, deren Titel bald in „Wöchentliche Mindensche Nachrichten" umgewandelt wurde, war derbe Satire. Man darf annehmen, daß dieses Blatt dasselbe ist, welches Nikolaus Meyer als „Wöchentliche Mindensche Anzeigen" aufzählt. Von Hohenhausen druckt auch [2]) eine Nachricht aus dem 4. Stück der „Relationes von gelehrten Neuigkeiten", bereits aus dem Jahre 1730, über eine Mindener Gelehrtengesellschaft ab, „welche Vorhabens seyn soll, alle Disputationen über die Bibel, sie mögen seyn, von was für Art sie wollen, zu sammeln, wie sie dann schon über 1000 Stück zusammen haben, sodaß solche nach und nach zu rezensieren". Der fünfte Abschnitt von d'Esters Arbeit behandelt diejenigen westfälischen Blätter, die als die Erben der moralischen Wochenschriften anzusehen sind. Politische Zeitungen waren in Westfalen nur vereinzelt erschienen, wenn man überhaupt die Blätter, die ein paar Nachrichten über den Hof oder über Kriegsbegebenheiten enthielten, so nennen will. Friedrichs des Großen Taten und sein Freimut den Gazetten gegenüber hatten denn doch zur Folge gehabt, daß sich die Zeitungen nun nicht mehr völlig politischer Erörterungen enthielten. Wie in den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts aus den belletristischen Blättern der Biedermeierzeit sich neue Zeitschriften entwickelten, jede ein einzelnes Gebiet der alten Gattung gesondert bearbeitend, so bildeten sich im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts aus den Wochenblättern einerseits gelehrte Zeitschriften und anderseits solche, die sich

[1]) Jahrgang 1823. S. 64 und 71.

[2]) „Westphalen und Rheinland." 1823. S. 64, abgedruckt bei d'Ester a. a. O.

mit dem praktiſchen Leben befaßten. Die zweite Art erlebte ihre Blüte in den Beiträgen Juſtus Möſers zu den „Wöchentlichen Osnabrückiſchen Intelligenzblättern", den kleinen Aufſätzen, die ſeine Tochter als „Patriotiſche Phantaſien" 1774—78 herausgegeben hat. Nach dieſem Vorbilde wurde es nun in den Zeitſchriften Brauch, das zu behandeln, was das Leben, auch das alltäglichſte oder gerade das alltäglichſte, ausmacht; doch ganz vergeſſen hatten ſie auch nicht die gelehrten und literariſchen Intereſſen ihrer Vorgänger. Die hoffnungsvollen „Wöchentlichen Mindenſchen Anzeigen", die zu dieſer Gattung gehörten, erſtickten ſchließlich unter der Herrſchaft Napoleons. Für ihn gab es keine öffentliche Meinung. „Der Weſtphäliſche Moniteur", ſo erzählt Hoffmann von Fallersleben in ſeiner Selbſtbiographie von dieſer Epoche, „die einzige weſtfäliſche Zeitung, halb franzöſiſch, halb deutſch, ging von der Regierung aus; alle Bücher, Zeitungen, Zeitſchriften, Flugblätter und Anzeigen ſtanden unter der ſtrengſten Zenſur. Fremde Zeitungen waren zu teuer und durften ſich ebenfalls nicht frei äußern. Der Hamburger Korreſpondent hatte für uns aufgehört. Hamburg war franzöſiſch geworden, der Korreſpondent mußte eine bedeutende Stempelſteuer bezahlen, das war den Fallersslebern zu teuer, und niemand hielt ihn mehr." — Die Befreiungskriege brachten den ſiegesfrohen Kämpfern die Erfüllung ihrer nationalen Wünſche nicht. Vollends gab die ſchmachvolle Schrift des Geheimrats Schmalz für Preußen, deſſen innere Politik zunächſt hoffnungverſprechend geweſen war, den entſcheidenden Anſtoß zu einer reaktionären Herrſchaft der Bureaukratie. Verſchärft wurde die neue Richtung dadurch, daß nunmehr Metternich einen ſtetig wachſenden Einfluß in Berlin gewann. Unter dem hereinbrechenden Polizeiregiment verlor die alldeutſche Bewegung allmählich Größe und Schwung: trauervolle Reſignation als Rückſchlag auf die äußerſte Anſpannung der Nervenkraft des Volkes und wiederum tiefer Ingrimm gegenüber den unerträglichen Zuſtänden allerorten! Hunger und Elend im Gefolge des Völkerkampfes wieſen den Menſchen in den Bannkreis materieller Sorgen. Das Land lag wirtſchaftlich darnieder, und man mußte in Vereinen zur Selbſthülfe greifen, um die einheimiſche Produktion vor der Erdrückung durch die Konkurrenz maſſenhaft eingeführter engliſcher Waren zu ſchützen.

Görres hatte einſt in hinreißender Leidenſchaft ſeine Donnerworte gegen den korſiſchen Tiger geſchleudert, nun er die inneren nationalen Intereſſen in der ganzen ſchillernden Pracht ſeiner Phantaſie und Sprache zu erörtern ſich erdreiſtete und dann in aufloderndem Zorn, doch ſchon ein wenig dem Gepolter verfallen, den Streich gegen Schmalz führte, da fegte eine Kabinettsordre den „Rheiniſchen Merkur" von der Bühne ſeiner reichen patriotiſchen Wirkſamkeit hinweg. „Bei dieſen verworrenen Preßverhältniſſen während der Jahre 1814—1819", ſagt Ludwig Salomon[1]), „mußten ſich die preußiſchen Zeitungen von Fall zu Fall zurechtfinden, ſo gut es ging. Es kam in jeder Provinz, ja in jeder Stadt, darauf an, wie ſich dort die Behörden augenblicklich zu den Zeitungen ſtellten, ferner, ob von früher her gewiſſe Freiheiten noch nachwirkten, und ganz beſonders: wes Geiſtes Kind der Herausgeber einer Zeitung war." Weſtfalen konnte vorerſt noch Arnold Mallinckrodts „Weſtphäliſchen Anzeiger", der ſich beſonders mit volkswirtſchaftlichen Fragen befaßte, aufweiſen; ſonſt beſaß es nur geringwertige Intelligenzblätter, für welche die Beſtimmung galt, „daß der durch Publikanda, Avertiſſements und dergleichen Inſerata nicht gefüllte Raum zur Aufnahme von Aufſätzen gemeinnützigen Inhalts verwendet werden ſolle" — wie noch 1837 ein Erlaß der preußiſchen Regierung beſagte. In Preußiſch-Minden gab es bis Ende 1816 auch nur ein „Intelligenz-Blatt" und ein „Intelligenz-Comtoir". Das „Intelligenz-Blatt" erſchien in der bereits erwähnten Enaxſchen Druckerei, die 1799 in die Hände von G. W. Eßmann übergegangen war. Mit der Verlegung des Sitzes der Königlichen Ober-Landesgerichtskommiſſion nach Paderborn mußte das „Intelligenz-Blatt" auch dort herausgegeben werden. Nun bewarb ſich Eßmann um die Erlaubnis zur Herausgabe eines neuen gemeinnützigen Wochenblattes in Minden auf ſeine Koſten.[2]) Sein Geſuch wies darauf hin, er habe bisher mit Rechtſchaffenheit ſeine Untertanen- und Bürgerpflichten erfüllt. Am 1. Januar 1817 trat das Unternehmen beſcheiden und

[1]) Ludwig Salomon, Geſchichte des deutſchen Zeitungsweſens Bd. III. Das Zeitungsweſen ſeit 1814. Oldenburg und Leipzig 1906.

[2]) Münſterſches Staatsarchiv: Archiv der neueren Zeit (A. N. Z.), Oberpräſidium.

ſchmucklos ans Licht unter dem Titel: „Das Sonntagsblatt, eine Zeitſchrift zur Belehrung und Unterhaltung aus dem Gebiete des Schönen und Nützlichen, mit populärer Hinweiſung auf deutſche Litteratur und Zeitgeſchichte. Minden. In Druck und Verlag bei Georg Wilhelm Eßmann". Der eigentliche Gründer und Beſitzer der Wochenſchrift war der kurz zuvor nach Minden verſetzte preußiſche Regierungsrat Freiherr Leopold von Hohenhauſen, der früher einige Zeit Leiter des „weſtphäliſchen Moniteurs" und in Eſchwege bei Kaſſel Eigentümer eines „Sonntagsblattes" geweſen war, das aber mit dem Königreich Weſtfalen ſein Ende gefunden hatte. Er ſtammte aus Herford (geb. 1779), und ſeine Mutter war eine geborene Freiin von Lebebur.[1]) Ein paar Jahre war er Königlich weſtfäliſcher Unterpräfekt in Eſchwege geweſen, war darauf Regierungsrat geworden in Münſter und dann in Minden. Im Alter zog er ſich nach Kaſſel zurück, der Heimatsſtadt ſeiner Gemahlin, und ſtarb daſelbſt gegen Ende des Jahres 1848. Der Nekrolog, dem dieſe Daten entlehnt ſind[2]), rühmt die vielſeitige Bildung, die Herzensgüte und den Freiſinn dieſes Mannes. Von Hohenhauſen betätigte ſich als Korreſpondent mehrerer Journale, auch der „Hamburger Zeitung" und der „Augsburger Allgemeinen". Zum Mindener „Sonntagsblatt" lieferte er einige geſchichtliche und zeitpolitiſche Aufſätze; beiſpielsweiſe trat er eifrig für eine preußiſche Staatszeitung ein, machte Vorſchläge dazu (1817. Nummer vom 9. November) u. ſ. f. Friedrich Raßmann bezeichnet in ſeinem „Münſterländiſchen Schriftſtellerlexikon" die Mindener Zeitſchrift geradezu als die Fortſetzung des Eſchweger „Sonntagsblattes". Die äußere Geſtalt der Zeitung war das Quartformat; in der Anlage glich es den untergegangenen „Mindenſchen Anzeigen". Ueber die Abſichten des Begründers berichtete ein allgemeiner

[1]) Der Hiſtoriker Leopold von Ledebur iſt in den Jahrgängen 1821 und 22 des Mindener „Sonntagsblattes" mit wenigen Beiträgen vertreten: 1821, Nummer vom 16. Dez. „Die große Eiche bei Schildiſche"; 1822 in mehreren Nummern „Skizzen von Dr. Franz Horns Vorleſungen über die neuere Literatur."

[2]) Mindener „Sonntagsblatt" 1849. 4. Stück, abgedruckt aus der „Neuen Kaſſeler Zeitung".

Plan. Da sie als eine Zeitschrift für Leser sehr verschiedener Bildungsgrade gedacht war, so suchten die zusammengestellten Beiträge sowohl höheren geistigen Forderungen als auch der einfachen Fassungskraft gerecht zu werden. Das „Sonntagsblatt" stellte sich in bewußten Gegensatz zu dem platten Tone vieler Zeitblätter. „Es wird ins Leben eingreifen und gleichsam in peripatetischer Unterhaltung an der Hand der Zeit die Gegenstände behandeln, die an der Tagesordnung des öffentlichen Interesses sind." Zum Richter über allgemeine Mißbräuche, Fehler und Vorurteile fühlt es sich berufen, ja der preußische Regierungsrat durfte es aussprechen, sein Blatt habe nicht allein eine lokale sondern „die Tendenz des gemeinsamen deutschen Vaterlandes". Alles, was die Geister beschäftigte, Leben, Staat, Industrie, Wissenschaft und Kunst, sollte hier in gegenseitigem Austausch der Ideen diskutiert werden. Man sieht, daß die Tendenz der kleinen westfälischen Zeitschrift auf die Blätter zurückweist, welche unter dem Einfluß Justus Mösers sich aus den moralischen Wochenschriften entwickelt hatten. Etwas vom Sittenprediger haftet dem „Sonntagsblatt" noch an. Wegen der „moralischen Nutzanwendung", wie aus der Anmerkung der Redaktion hervorgeht, brachte es im 2. Stück des 1. Jahrgangs einen Bericht über „die Gefährlichkeit der Romane, erläutert durch einen merkwürdigen Kriminalfall". Es beklagt auch wohl einmal die „Nachäffereien des Auslandes" und empfiehlt als Heilmittel eine kraftvolle, christliche Erziehung auf volkstümlicher Grundlage, verbunden mit körperlicher Ausbildung[1]). Diese Beispiele sind den ersten Nummern entnommen. Als Nikolaus Meyer Leiter wurde, verschwanden wenigstens die aufdringlich moralisierenden Aufsätze. Der Ausführung des hochstrebenden Planes waren die Zeitverhältnisse äußerst ungünstig. Man wollte ja kein bloßes belletristisches Blatt gründen, das keinen Zweck hätte, „als eine Weile angenehm zu beschäftigen, ohne etwas zu nutzen, etwas erwirken zu wollen"; — solche Zeitungen, und nur solche, konnten damals ins Kraut schießen.[2])

[1]) „Sonntagsblatt" 1817. 3. Stück. „Zeichen der Zeit".

[2]) Über die Unterhaltungsblätter s. Heinrich Wuttke, Die deutschen Zeitschriften und die Entstehung der öffentlichen Meinung. 2. Aufl. Leipzig 1875. S. 62 ff.

Eine Nummer des „Sonntagsblattes“, die acht Seiten umfaßte, enthielt zumeist an der Spitze ein Originalgedicht, worauf in der Regel eine kleine Erzählung poetischen oder geschichtlichen Inhalts oder ein sonstiger Aufsatz zur Unterhaltung folgte, und schloß mit mancherlei nützlichen Mitteilungen, Miszellen aus allen irgendwie des Interesses würdigen Gebieten, und den Korrespondenznachrichten. Diese sollten briefliche oder private Mitteilungen sein, die vorher nicht durch ein anderes öffentliches Blatt bekannt gemacht worden wären. Durch sie erhielten die Leser spärliche Kunde zum Beispiel von der Ermordung Kotzebues oder der Verhaftung Arndts in Bonn „wegen demagogischer aufgefundener Papiere“ usw. Hauptsächlich aber finden sich darunter Kunst-, Konzert- und Theaternachrichten. Die Aufsätze über Kunst, die für die echten Unterhaltungsblätter den beliebtesten Gegenstand bildeten, erheben sich im „Sonntagsblatt“ meist nicht über wortprunkende Oberflächlichkeiten. Das Mindener Theater, das nicht ständig war, scheint danach in den zwanziger Jahren besonders Schiller (Tell, Braut von Messina, Jungfrau von Orleans), Kotzebue (Die beiden Klingsberg), Houwald (Bild, Heimkehr), Shakespeare (Hamlet), Calderon (Leben ein Traum) usw. aufgeführt zu haben. 1835 trat dort auch Roderich Benedix auf. Als sein schauspielerisches Talent hart angegriffen wurde, veröffentlichte er im „Sonntagsblatt“ einen Aufsatz „Über Kritik“ (1835. 8. Stück), worin er die Schwierigkeit eines Kunsturteils und die Form eines solchen erörterte. Ein sehnsüchtiges Gedicht „Liebe“ (1835. 13. Stück), „Julius Roderich“ unterzeichnet, scheint auch von ihm zu sein.

Bereits mit dem 4. Stück des 1. Jahrgangs wurde der „öffentliche Anzeiger“, das Intelligenzblatt, welches Mitteilungen aus dem Privatverkehr, Geburts-, Heirats-, Verkaufs-, Auktions-, Bücheranzeigen und dergleichen brachte, von dem „Sonntagsblatt“ getrennt. Zu diesem Beiblatt trat 1829 kostenlos eine „Fama“, die wenige, aus der Staatszeitung oder anderen Berliner Blättern entlehnte politische Nachrichten abdruckte und nur als Lückenbüßer des „öffentlichen Anzeigers“ anzusehen ist. Schon von Beginn des Jahres 1834 ab verschwanden die politischen Artikel, da die „Fama“ den gesetzlichen Stempel nicht tragen konnte. Ab und zu lieferte die Redaktion auch Musikbeilagen, Abbil-

bungen in Steindruck, Holzschnitt usw. Mit der Erlaubnis der Zugabe des „öffentlichen Anzeigers" war die Verpflichtung verknüpft, die Inserenda der Regierung unentgeltlich aufzunehmen.

Der Abonnementspreis für das in wöchentlichen Nummern erscheinende „Sonntagsblatt" mit den Zufügungen betrug zwei Taler jährlich und blieb auch zunächst derselbe, als 1852 der Zeitung die Stempelsteuer auferlegt wurde.

Im September des Jahres 1817 übernahm Nikolaus Meyer auf „Wunsch des Verlegers und einiger Freunde" die Redaktion des „Sonntagsblattes", die der „Fama" und des „öffentlichen Anzeigers" wahrscheinlich erst 1831. Er änderte Plan und Anlage der Zeitschrift nicht. Einen geringen Schmuck gab er ihr seit Beginn des zweiten Jahrgangs durch sinnbildliche Vignetten von der bewährten Hand des Berliner Professors Gubitz. Die zweite dieser Titelzeichnungen stellt inmitten eines Strahlenkranzes eine Harfe dar und ein Füllhorn, aus dem üppige Früchte herausquellen. Ein Füllhorn hatte einst auch den Kopf des Görresschen „Merkurs" geziert. Es war eine schwere Aufgabe, die durch diese Embleme und den Plan kundgegebene Absicht zu verwirklichen in der schon geschilderten unglücklichen Zeit und, wie der Arzt in einem Rückblick gesteht, „in einer Gegend, die den regen Verkehr des Buchhandels entbehrt und nur schwache oder entfernte literarische Berührungspunkte gewährt". Bereits gegen Schluß des Jahres 1817 konnte der Leiter, stolz auf den errungenen Erfolg, bemerken, daß öfters Originalartikel des Blattes von dem „Hamburgischen Korrespondenten", der „Bremer Zeitung", dem „Oppositionsblatt", dem „Freimüthigen", dem „Gesellschafter" usw. aufgenommen würden, und 1819 hatte er die Freude, eine anerkennende Besprechung in den Ergänzungsblättern zur „Allgemeinen Litteraturzeitung" (Nr. 128. Spalte 1017—21) zu finden. Da wurde es gesagt, was Meyer gern betonte: seine Zeitschrift wachse über die nahen Grenzen eines „bloßen Lokal- und Provinzialblattes" hinaus zugleich aber doch aus dem tüchtigen Boden der Heimat hervor, den es zunächst berücksichtige. Und dieses Urteil stimmt überein mit der Stelle aus einem Briefe Goethes an den Mindener Freund vom 18. Juni 1823: „Das Sonn-

tagsblatt, ganz Ihrer Gegend angemessen, den nächsten Wünschen des Publikums zuvorkommend, mancherlei Nützliches, Angenehmes, Unterhaltendes beibringend, mußte viel Teilnahme erregen, wodurch denn auch die Fortsetzung möglich ward. Sie werden immer so fortfahren und des Beifalls versichert bleiben. Ich habe selbst gar Manches darin gefunden, was ich mir anmerken und benutzen konnte". Solche Stimmen von Zeitgenossen, und besonders derart gewichtige, bilden wohl die sicherste Grundlage für die gerechte Würdigung der Wirksamkeit eines Blattes. Nikolaus Meyer war unermüdlich um die Förderung des Gemeinwohls bemüht; Gemeinnützlichkeit ist auch das Schlagwort für die Bestrebungen seiner Wochenschrift. Immer blieb sie einem durchaus patriotischen Geiste treu, und in politischer Hinsicht, soweit überhaupt für diese Zeit und dieses Blatt die Politik in Frage kam, nahm es einen ausgleichenden Standpunkt zwischen den konservativen und den gärenden liberalen Ideen ein. Parteifanatismus, gleichviel ob politischer oder religiöser, war ihm verhaßt. Der Redakteur erblickte eine Ehre darin, im gegebenen Falle staatliche Einrichtungen, kirchliche Angelegenheiten u. s. f. nicht anders als mit rücksichtsvoller Achtung und doch freimütig der Erörternng zu unterziehen. Offenen Auges verfolgte er die Entwickelung der Industrie, denn auch ihm bedeutete die Mehrung des Nationalreichtums kulturelle Hebung, und unterrichtete die Leser über manche Erfindung. Friedrich Accum, später Professor der technischen Chemie in Berlin, sandte während der ersten Jahre dann und wann Artikel über praktische Naturwissenschaft, wie beispielsweise eine Abhandlung über Gasbeleuchtung. Die Menschen von damals hatten eine starke Vorahnung des gewaltigen industriellen Aufschwunges und erhofften übermäßig viel von ihm. „Welch goldnes Zeitalter, das unser harrt, wenn alle solche Erfindungen verwirklicht werden! Die Bedürfnisse des Lebens werden dann aus der Luft und aus Dampf befriedigt werden, und kein ängstliches Sorgen und Mühen um das Notwendige des Lebens wird den Menschengeist fesseln und seine Fortschritte hemmen" („Sonntagsblatt". 1817. Nummer vom 18. Mai. Miszellen). Dem bäuerlichen Teil seiner Abonnenten suchte Nikolaus Meyer durch lehrhafte Besprechung ökonomischer Angelegenheiten und Mitteilung landwirtschaftlicher Erfahrungen nützlich zu

werden und den Armen und Hilfsbedürftigen war er ein warmer Anwalt. Alles das wurde in bunter Mannigfaltigkeit in diesem Sonntagsblättchen zusammengestellt, — kein Wunder, daß manche Nummern einen spaßhaften Eindruck machen. Aber gerade der Vielseitigkeit wegen war es beliebt. „Ihr Sonntagsblatt", so schrieb wiederum Goethe (7. Mai 1826), „setzt sich in seinem Charakter gar löblich fort; der besondere Zustand, für welchen es geschrieben ist, spricht sich deutlich aus und müssen daher solche Mitteilungen auch an Ort und Stelle das Beste wirken." — Es wurde bereits im Jahre 1822 in einer Auflage von annähernd 1000 Exemplaren gedruckt. Mehrere 100 fielen davon auf den Regierungsbezirk Minden und weiter auf die Provinz Westfalen. Buchhandlungen, wie die Hahnsche in Hannover und die Bockesche in Berlin, besorgten die Verbreitung über manche Städte Nord- und Mitteldeutschlands. Eine Korrespondenznachricht aus Berlin vom 28. April 1821 bedauert, daß von den „vaterländischen", d. h. westfälischen, Zeitschriften auf den dortigen Kaffeehäusern nur eine (das Mindener „Sonntagsblatt") gehalten werde. 23 Exemplare kamen auf Bremen, wo man eben für den Redakteur große Teilnahme hegte.

Im Kreise Minden blieb das „Sonntagsblatt" lange die einzige Zeitung. Hohenhausen verkaufte es 1842 an die Müllersche Druckerei. Was die andern Kreise des Regierungsbezirks Minden betrifft, so stellt sich die Übersicht über die dort herauskommenden Zeitschriften für das Jahr 1833 laut amtlichem Verzeichnis folgendermaßen dar.[1]) Herford hatte die „Westphalia" nebst einer Beilage als Intelligenzblatt. Sie enthielt geschichtliche Erzählungen, Novellen, Anekdoten und kurze Aufsätze nichtpolitischen Inhalts, die Beilage Bekanntmachungen der Behörden und privater Personen. Die Zeitschrift „Westphalen und Rheinland", die aber schon früher in Herford bestanden hat, wird erst in dem Berichte vom Jahre 1837 genannt. Bielefeld hatte 1833 den „Öffentlichen Anzeiger der Grafschaft Ravensberg", Wiedenbrück den „Öffentlichen Anzeiger für den Kreis

[1]) Münstersches Staatsarchiv: Archiv der neueren Zeit (A. N. Z.), Oberpräsidium.

Wiedenbrück", Paderborn das „Paderbornsche Intelligenz-Blatt", Warburg den „Land- und Stadtboten", Höxter das „Wochenblatt für den Kreis Höxter".

Die Zahl der Mitarbeiter am Mindener „Sonntagsblatt" war von Anfang an nicht klein; Namen von gutem Klange erscheinen. „Eine eigene Unterhaltungsschrift, das beliebte Sonntagsblatt", so spricht sich Elise von Hohenhausen in ihrem Büchlein[1]) darüber aus, „von Herrn Hofrat Dr. Meyer redigiert, als Arzt und Dichter rühmlich bekannt, verdankt Minden dem Sinn für Literatur und Geschmack seiner Einwohner, denen die Gaben der Musen und Grazien nicht fremd sind. Es wird in Westfalen, Hannover, den Hansestädten und Norddeutschland viel gelesen und findet auch in Hessen und am Rhein rege Teilnahme. Außer den fremden Mitarbeitern, worunter rühmlich bekannte Namen wie Dr. Gittermann, Chr. Dassel, Frhr. v. Münchhausen, Dr. Plathner, Helmina von Chezy, Ober-G.-A. Jacobsen (Hamburg), die Herren Beneken und Boedeker (in Hannover), Fallenstein (Düsseldorf), Henriette von Hohenhausen, Dr. Kordes, Obristl. Dr. Hoffmann (Frankfurt), Rat Schödde (Schmalkalden), General von Ochs (Petersburg), General von Dirike (Berlin), Dr. Rosenmeyer, Neukirchen (Warburg), Dr. Motz, Holzapfel, Dr. Faust (Bückeburg), L. Troß (Hamm), Kroneisler (Kassel), Ph. Reese (Halberstadt), Fr. Raßmann (Münster) und manche andere vorkommen, haben auch viele Mindenser das Blatt mit ihren Beiträgen ausgeschmückt. Von Letzteren nenne ich nur die Herren Wilh. Redeker (jetzt zu Halle) durch seine gehaltvolle Ode zur Reformationsfeier, Ludwig Koch durch seine genialen Redouten-Szenen, auch dem Publikum der in Berlin herauskommenden Zeitschrift „der Freimüthige" bekannt, und Rechnungsrat L. Zumpfort, Verfasser einiger größeren Erzählungen und geistreichen Charaden, Rätsel usw. Herr Regierungsrat Dr. Koppe gab uns eine gehaltvolle Rede bei Eröffnung unserer herrlichen Turnanstalt, die jetzt leider bis auf weiteres geschlossen ist. Christiane Martini, deren Mutter ein glückliches Dichtertalent besaß und in genauer Verbindung mit der ersten [!] deutschen Dichterin, der Karschin stand, Fräulein Julie von

[1]) Elise von Hohenhausen, Minden und seine Umgebung, das Weserthal und Westphalens Pforte usw. Minden 1819.

Nordenflycht (von der nordischen Sappho abstammend) und die Verfasserin dieser Blätter sind die einzigen Dichterinnen, die als solche hier öffentlich auftraten, obgleich es in Minden noch manche geben mag, die in der Tiefe ihres Gemüts oder dem engen Kreise ihrer Freunde, die Harfe ertönen lassen. — Die Frau Bergrätin Arnoldine Wolf zu Schmalkalden spendete manche liebliche Blume aus ihrem Dichtungskranz."

Mit einer Unmenge von Gedichten, — Zeichen für das Aufkommen der allgemeinen ästhetisierenden Spielerei — wurde die Redaktion sofort überschwemmt; sie verfuhr bei der Auswahl absichtlich höchst gelinde, und nur allzu gelinde! Man wollte die jungen westfälischen Autoren durch Aufnahme ihrer dichterischen Ergüsse aufmuntern und durch Kritik und verbessernde Änderungen fördern. Als die Mindener Zeitschrift durch erhöhte Abonnentenzahl einen geringen Überschuß erzielte, wurde der Gewinn zu Prämien und, wo es verlangt wurde, zu Honoraren verwendet. Damit eröffnete sie dem poetischen Dilettantismus Tür und Tor.

Im „Sonntagsblatt" erblickt man, wenn auch verschwommen, die Spiegelbilder der aufeinander folgenden geistigen und politischen Entwicklungsperioden der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts.

Von der klassischen Epoche ragt noch Goethe in die Jugendzeit des „Sonntagsblattes" hinein. Er und seine Werke sind der Gegenstand mancher Betrachtungen; in der kleinen Wochenschrift hallt es wieder von dem erbitterten Kampfe für und gegen ihn. Die Redaktion nimmt in ihrer Unparteilichkeit, die sie stets ausgezeichnet hat, jeden Artikel auf, selbst wenn er ihren eigenen Ansichten widerspricht, vorausgesetzt natürlich, daß er keine persönliche Beleidigung enthielt. Die Angriffe auf Goethe, die im „Sonntagsblatt" erscheinen, verhüllen nur schlecht ihre innersten Motive; hier spricht der Mangel an Verständnis dem „proteusartigen" Dichter die Tiefe der Empfindung ab, dort wütet einer im Gefühle der eigenen Nichtigkeit gegen den Thron, der doch unerschütterlich steht, und schließlich gar verkündet ein anderer die unfehlbare Weisheit, es habe „Goethen zur wahren Größe nur Eins gefehlt, nämlich ein Christ zu sein". — Das 25. Stück des Jahrgangs 1829 hat die als Originaldruck bezeichnete Strophe von Goethe „Aus dem Stamm-

buche" (Willst Du Dir ein gut Leben zimmern usw.). 1850 im 33. Blatt erschien nachträglich ein kleines Poem der „Frau J. v. P.", welches sie zu gestickten Pantoffeln Goethe am 28. August 1831 verehrt hatte, mit der Antwort des Geburtstagskindes. Diese ist in der großen Weimarer Ausgabe abgedruckt „Gedichte" Bd. IV (Weimar 1891), Aus dem Nachlaß, S. 301: „An Fräulein Jenny von Pappenheim. Dankbare Erwiderung". — Unter den „Goethe zugeschriebenen Gedichten zweifelhaften Ursprungs" ist in der Sophienausgabe, Gedichte, Bd. IV, S. 369 auch „Der neugeborene Eros" (Wenn von Eros ersten Wunden ....) verzeichnet. Das 45. Stück im Jahrgang 1830 des Mindener „Sonntagsblattes" enthält dieses Gedicht in derselben Fassung. Amalie von Helvig, geborene Imhoff, die Verfasserin der unter Schillers und Goethes Leitung entstandenen „Schwestern von Lesbos" dichtete die Verse auf das von Meyer herausgegebene Taschenbuch „Eros" (1831) und sandte es ihm mit einem Ölgemälde des holländischen Malers Büri, welches den Eros darstellte. 1800 war Amalie, die Nichte der Frau von Stein, noch Hofdame der Herzogin von Weimar. — Solcher Erinnerungen an Meyers frohe Zeit in der thüringischen Stadt, die zugleich beweisen, daß der junge Mediziner dort beliebt gewesen ist, finden sich noch einige im „Sonntagsblatt". Die Hand des Kanzlers von Müller ist ein paarmal durch die Spalten der westfälischen Zeitschrift gegangen. Er sandte 1828 aus dem neuen Bade Scheveningen ein Gedicht „An Goethe", welches mit der Strophe beginnt:

„So schau ich's denn — o lang ersehntes Glück,
In Meereswogen taucht mein trunkner Blick,
Schwebt zu des fernsten Horizontes Plan
Kühn in dem Spiel der Wellen mit hinan" . . .

Meyer druckt es ebenso wie Müllers „Epilog zu Tasso", der am 27. März 1832 auf dem Weimarischen Hoftheater gesprochen und dem Mindener Arzt mitgeteilt worden war, in seiner Zeitung ab. In demselben 16. Stück des Jahrgangs 1832 gibt der Herausgeber den Brief des Kanzlers an ihn über Goethes Tod wieder: „Was soll ich Ihnen sagen, teurer Freund! das Sie nicht selbst schon tief empfänden? — Also nur soviel: Er starb selig, im schönsten

Sinne, ohne Todesahnung, selbstbewußt, heiter, liebevoll bis zum letzten Hauche, schmerzlos die letzten zwei Tage. Ich war Zeuge; bloß der Atem blieb aus, kein Krampf, kein Zucken, keine Klage. Seine Bestattung in der fürstlichen Gruft war die feierlich würdigste. Ottilie war treue Pflegerin bis zum Tode und grüßt Sie schmerzlichst. Das Testament ist eröffnet, ich bin dessen Vollstrecker". Schließlich sei noch erwähnt, daß Christianens Bruder durch ein Originalgedicht vertreten ist: „Empfindungen in Bad Berka".[1])

Ins 18. Jahrhundert greift das „Sonntagsblatt" auch durch die Veröffentlichung von ungedruckten Briefen des tiefsinnigen Humoristen Georg Christoph Lichtenberg zurück. Es sind Schreiben an den Landbaumeister Hollenberg zu Osnabrück, der in den ersten Jahrgängen des „Sonntagsblattes" gelegentlich Mitarbeiter gewesen war; ihm hatte sie Meyer zu verdanken. Zunächst finden sich Jahrgang 1823 in den Nummern vom 11. und 18. Mai zwei vom 18. Februar und 21. April 1788 datierte Briefe (über Blitzableiter)[2]). Nun folgen erst wieder Briefe 1837 im 47. Blatt, datiert Göttingen den 23. September 1788[3]); 1838 im 6. Blatt, datiert Göttingen den 21. November 1776[4]); 1839 im 34. Blatt nicht datiert und unvollständig.[5])

Hier können endlich noch wegen ihres, allerdings losen, Zusammenhanges mit Dichtern des 18. oder beginnenden 19. Jahrhunderts die Bemerkungen über den Freiherrn Karl von Münchhausen angefügt werden. Münchhausen ist als Freund Seumes bekannt geworden, mit dem er die „Rückerinnerungen"[6]) herausgegeben hat. Auf der Feldwacht in Amerika war die Freundschaft des hessischen Offiziers mit dem dichtenden Rekruten geschlossen worden. Die fünf ersten Nummern des Jahrgangs 1819 veröffentlichten Teile

[1]) „Sonntagsblatt" 1823. Nummer vom 26. Oktober.

[2]) Abgedruckt in G. C. Lichtenbergs Vermischten Schriften. Neue vermehrte, von dessen Söhnen veranstaltete Originalausgabe. Göttingen 1844—46. Bd. VII. S. 276 und 282.

[3]) Ebd. Bd. VII. S. 283.

[4]) Ebd. Bd. VII. S. 244.

[5]) Ebd. Bd. VII. S. 264—69. Alle diese Briefe sind aufs neue gedruckt in der Sammlung von Lichtenbergs Briefen, herausgegeben von Leitzmann und Schüddekopf, Leipzig 1900—1902.

[6]) Seume und Münchhausen, Rückerinnerungen. Frankfurt. 1797.

aus dem Tagebuche, das der Freiherr 1780 in Amerika geschrieben hatte. Sie schildern den Charakter des Volkes, die Sitten, Gebräuche und die Lebensweise in jenem Lande. Der Rhythmus seiner Gedichte, von denen das „Sonntagsblatt" eine Anzahl in den Jahrgängen 1818—24 enthält, ist gefällig dahingleitend im Volksliederton, aber die Gedanken, meist über die Liebe, allzu leicht. Für ein Eichenblatt, das man ihm von der Eiche auf Seumes Grab zugesandt hatte, dankt er in einem Poem (1824. 1. Stück):

„Willkommen mir, du gute Gabe,
Du Blatt von meines Freundes Grabe,
Das schöner Sinn und zarte Hand
Mir zugesandt.

Von der, auf deutscher Barden leiche,
In deutschem Sinn gepflanzten Eiche,
Reicht mir symbolisch teures Pfand
Die deutsche Hand.

Dies raunt mir: die den Dichter kennen
Auch seines Freundes Namen nennen,
Und daß im Kranz, den man ihm wand,
Mein Name stand."

u. s. w.

Der Jahrgang 1824 bringt eine Reihe „Fragmente aus der Brieftasche eines Beobachters", die sich zunächst über die Sittenzustände, das Theater, die Königliche Bildergalerie in Berlin, über die literarischen Größen in Dresden, besonders Tieck, verbreiten und dann zu einer Schilderung Kassels übergehen. Die Natur- und Kunstschönheiten dieser Stadt, so heißt es, seien dargestellt in einer ungedruckten Epistel Karls von Münchhausen. Dieser hatte den Übersetzer von „Münchhausens Erzählungen" zuerst 1788 in Göttingen gesehen und gesprochen. Bei einer zweiten Zusammenkunft war ihm von Bürger ein Gegenbesuch zugesagt worden; da der Dichter der „Lenore" aber nicht kam, richtete Münchhausen den im „Sonntagsblatt" abgedruckten langen, poetischen Brief, die Epistel, an ihn und stellte ihm in lustigen Versen all die Herrlichkeiten seines Dörfchens und des benachbarten Kassel vor die Augen:

. . . . . .

„Könntest Du durch Käſtners Rohre
In mein Fuldatal nur ſehn
Und mit Dionyſens Ohre
Deutlich meinen Wunſch verſtehn,
Könntest Du Gedanken raten
Und das Trachten fühlen, traun!
Kämſt wohl, Dich in unſern Staaten
Umzuſchaun und — anzubaun;

— — — — — — — — — —

Willſt Du Iliaden ſingen,
Beſter Bürger! ſing ſie hier,
Und der Ruhm wird Dich verſchlingen —
Nimm ein Beiſpiel nur an mir.
Ich erfaſſe kaum die Feder,
Was willſt Du, was Klopſtock noch?
Wer zieht frecher wohl vom Leder?
Klingt es nicht, ſo klappt es doch.“

— — — — — — — — — —

Damals aber begann Bürger gerade den Briefwechſel mit Eliſe Hahn, dem „Schwabenmädchen“, und richtete deshalb an Münchhauſen das Sonett:

„Junger Leu! zu meiner Ehre Frommen
Schau das beigereichte Herzgedicht“ uſw.

Das Herzgedicht war der ſchönen Schwäbin erſte Werbung. Im „Sonntagsblatt“ iſt dieſes Bürgerſche Sonett zuerſt gedruckt (1824. 43. Stück).[1]) — „Eliſe Bürger, geb. Hahn“ hat ſpäter ſelbſt einige Gedichte zum „Sonntagsblatt“ beigeſteuert, nämlich als ſie Ende des Jahres 1819 in Minden als Vortragskünſtlerin auftrat. — Gerade während Münchhauſens zweitem Beſuche bei Bürger (1789), ſo wird in dem Artikel der Mindener Zeitſchrift weiter erzählt, traf ein Brief von Franz von Kleiſt ein, „den Bürger nicht einmal des

[1]) Das Sonett findet ſich in Bürgers Gedichten, herausgegeben von A. Sauer. Kürſchners Deutſche Nationallitteratur. Bd. 78. S. 347; auch vorher in G. A. Bürgers Werken, herausgegeben von Karl Reinhard mit einem Supplementband „Leben Bürgers“ von H. Döring, Berlin 1826. S. 410.

Aufbrechens würdigte, weil er schon mehrere dergleichen erhalten habe". „Der Besucher mußte ihn öffnen. Es waren einige herrliche Strophen aus einem größeren Gedichte darin." Dieser Brief ist vom „Sonntagsblatt" nicht mitgeteilt; auch Ad. Strodtmann in seiner Ausgabe der „Briefe von und an Bürger" (Berlin 1874) bringt ihn nicht, ebensowenig wie das Einladungsgedicht Münchhausens an Bürger.

Mit dem Namen Seumes ist literarisch auch derjenige des Friesen Joh. Christ. Hermann Gittermann verbunden, und zwar durch die gemeinschaftliche Herausgabe von „Zwei romantischen Erzählungen" (Frankfurt 1802). Gittermann, der für die Altertumskunde seiner Heimat viel geschaffen hat, ist Beiträger zum „Sonntagsblatt" in den Jahrgängen 1818 und 1819 gewesen. Er führte sich mit Distichen ein; das zweite von ihnen verdient mitgeteilt zu werden:

„Könnt ihr die Stern anschauen, nie betend, immer nur rechnend,
O, so ist auch eur Herz nur eine trockene Zahl."

Dieser Mann war, wie das „Sonntagsblatt" bemerkt, damals als Kanzelredner und Schriftsteller rühmlich bekannt. Manche der von ihm beigesteuerten Gedichte sind religiösen Inhalts.

Auf das „Sonntagsblatt" fiel also noch ein Strahl von dem Glanze der klassischen Epoche; in höherem Maße übermittelt es die Schwingungen der Zeit, in welcher die Anregungen der Romantik auch ins Volk zu dringen begannen. Mehr und mehr hatten sich mit Beginn des 19. Jahrhunderts die Geister abgewandt von den Ideen des achtzehnten. Die Not der Fremdherrschaft lehrte alsdann die Deutschen, sich liebevoll in die große Vergangenheit der eigenen Nation zu versenken und half so mit, den Sieg der historischen Wissenschaften über die Experimente der Spekulation zu befördern.

Im „Sonntagsblatt" beleben viele kleine Aufsätze die Erinnerung an Ereignisse und Persönlichkeiten der vaterländischen Geschichte. Besonders mannigfaltig sind Berichte über Begebenheiten aus den Freiheitskriegen. Jene Jahre lagen ja nicht sehr fern, und das „Sonntagsblatt" gibt selbst noch verspätete Ordensverleihungen an die Helden und Führer bekannt. Von den Begebnissen des Jahres

1817, auch den bedeutendsten, hört man nur wenig. Arnoldine Wolf, geborene Weißel, die in Schmalkalden in dem Zirkel Karls von Münchhausen verkehrte, sandte dem „Sonntagsblatt" ein Gedicht: „Der dritten Jubelfeier der Reformation" (1817, Nummer vom 9. November). Die Dichterin hat noch mehrere lyrische Erzeugnisse, zumeist religiösen Charakters, beigesteuert und darunter auch eins (1817. 50. Stück):

An die Wartburg bei Eisenach.

— — — — — — — — — — — — —

„Jüngst noch weilte deutscher Männer Blüte,
Auserwählt von jedem Musensitz,
Hier auf deinem freundlichen Gebiete
Stolz verachtend jedes Spötters Witz,
Feiernd die gepriesne Völkerschlacht
Und den Tag, der uns das Heil gebracht."

— — — — — — — — — — — —

Außer in diesen Strophen findet sich im „Sonntagsblatt" nur dann und wann ein leiser Hinweis auf das Wartburgfest. — Weniger wegen der Trefflichkeit seiner Artikel als wegen des Umstandes, daß er während der ganzen Redaktionstätigkeit Nikolaus Meyers dem „Sonntagsblatt" zahlreiche Beiträge in Prosa und in erschrecklichen Versen lieferte, meist Stoffe aus der älteren und besonders der neuesten deutschen Geschichte behandelnd, sei unter den Mitarbeitern der Regierungsrat F. Nauck genannt. Ein Beispiel für die Art seiner Reimereien mag die erste Strophe eines „Gedichts" „Schrift und Druck" geben (1845. 17. Stück):

„Wer die Schreibekunst erfunden,
Diese wahre Zauberei,
Das wird keiner je erkunden,
Uns ist es auch einerlei;
Chinese, Jude, Türke, Christ
Weiß, daß sie erfunden ist . . ."

Der „alte Landwehrmann", wie er sich selbst nennt, scheint im Mindener Kreise eine große Rolle gespielt zu haben. — Als ernster Forscher erweist sich der Kaufmann E. F. Mooyer,

der Mitherausgeber der „Altdeutschen Dichtungen“ (Quedlinburg 1833). Er vermittelt den Lesern durch Übersetzungen aus dem Englischen und den nordischen Sprachen manche Errungenschaften der Geschichtswissenschaft und der Germanistik und schenkt ihnen auch wohl die Früchte eigenen gelehrten Fleißes. Kleine Versbearbeitungen nach Snorri Sturlason, Abschnitte aus Amalie von Helvigs Übersetzung der Frithjofsage des Esaias Tegnér, Proben aus Joh. Laurembergs Scherzgedichten erhalten einen Platz. — Bereits im ersten Jahrgang behandelt ein ausführlicher Artikel das Nibelungenlied (9.—12. Stück). „Dieses zu den ältesten Erzeugnissen deutscher Sänger gehörende Gedicht voll körnigter Kraft, voll mächtigen Ausdruckes, Kraft und Leben verdient unsre ganze Aufmerksamkeit und ist auch in neueren Zeiten Gegenstand der Forschungen, der altertümlichen Erklärung und der Wiedereinführung in den Ideenkreis unsres Zeitalters geworden, das den Kunstschönheiten unsrer Altvordern mit Vorliebe huldigt.“ Der Aufsatz geht in populärer Art auf die Frage der Entstehungszeit des Liedes ein, berührt kurz die Geschichte der Nibelungenforschung, gibt eine Darstellung des Inhalts und lehnt sich in den Redestellen vielfach an Zeunes Übertragung des Nibelungenliedes (1814) an, wozu auch Proben einer eigenen Übersetzung kommen. Ebenso weist der Redakteur die Leser durch Mitteilungen, z. B. von Fabeln aus Max Müllers „Hitopadesa“, einer altindischen Fabelsammlung (Leipzig 1844) auf dieses Gebiet der Sprachforschung hin. Es fehlt auch nicht das große deutsche Nationalwerk, die „Monumenta Germaniae Historica“, deren Rezension aus der Feder Georg Waitzens in den „Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik“ 1837 das „Sonntagsblatt“ zum Teil wiedergibt. Nikolaus Meyer, E. F. Mooyer und andere Mitarbeiter fesselte besonders die westfälische Altertumskunde. Überhaupt hat die Zeitschrift eine stehende Rubrik „Vaterländische Literatur“, unter der die literarischen Neuerscheinungen in Westfalen angekündigt und besprochen werden. Ebenfalls treten im „Sonntagsblatt“ dem Leser die beiden Herausgeber der „Thusnelda“ („Unterhaltungsblatt für Deutsche“. Coesfeld 1816) entgegen: Friedrich Raßmann in den Jahrgängen 1817—21 und vereinzelt auch noch später mit Epigrammen, Distichen, Sonetten usw., Karl Wilhelm Grote (1796—1818) nur mit einem einzigen,

aber gemütvollen Gedichte „An Theodor Körner“ (1817, Nummer vom 26. Oktober). Als Grote starb, widmete Elise von Hohenhausen ihm einen Sonettnachruf (1818, Nummer vom 19. Juli), und Friedrich Raßmann schrieb einen Nekrolog (Nummer vom 26. Juli), worin er bemerkt, daß er „diese biographisch-literarische Skizze über den . . . in jeder Beziehung, als Mensch, Gelehrten und Dichter sehr hoffnungsvollen Grote“ „gern im Sonntagsblatt als der zunächst unserm Westfalen geweihten Zeitschrift“ niederlege. Mit diesem Zeugnis über den schaffensfreudigen Jüngling stimmt ein ehrender Nachruf in der „Allgemeinen Litteraturzeitung“ überein.[1]) — Liebevolle Beurteilung finden in der Mindener Zeitschrift die ersten Versuche Immermanns, dessen „Talent Aufmunterung verdiene“, wie es in einer Besprechung der „Prinzen von Syrakus“ lautet. Kelchner behauptet in dem Abschnitt „Elise von Hohenhausen“ der Allgemeinen Deutschen Biographie, Immermann habe sich am Mindener „Sonntagsblatt“ beteiligt; mir ist es aber nicht gelungen, Beiträge des Münchhausen-Dichters nachzuweisen. — Weiterhin erscheinen in Nikolaus Meyers Zeitschrift auch Bemerkungen über „die Mutter der Makkabäer“ und die „geistlichen Übungen“ Zacharias Werners, dessen Predigten damals noch eine starke Anziehungskraft ausübten. — Unter den Beiträgern zu den ersten Jahrgängen des „Sonntagsblattes“ dürfen nicht verschwiegen werden: der Notar Ludwig Koch, der in der Loge lange Zeit Meister vom Stuhl und über zwanzig Jahre Direktor der „westphälischen Gesellschaft“ in Minden war, als eifriger Einsender von Gedichten, Aphorismen, historischen Aufsätzen usw.; der Mindener Rechnungsrat L. Zumpfort als geschickter Autor einer Menge Rätsel; Wilhelm Redeker mit Charaden und frommen Gedichten; ferner J. L. Witthaus, der „Verfasser von Moreaus Tod“, wie er sich gern unterzeichnet, der „Gott, die Tugend und die Liebe“ besingt; und schließlich noch der bekannteste von ihnen: Wilhelm Smets, der Sohn der Sophie Schröder, mit ganz wenigen Sonetten, Distichen und anderen Gedichten, die er 1820 in Minden der Redaktion

[1]) Allgemeine Litteraturzeitung. 1818. Nr. 175. Spalte 567 f.

übergab.[1]) Mancherlei Artikel über westfälische Landeskunde in den Jahrgängen bis 1826 stammen von dem Warburger Justizkommissar Dr. J. P. Rosenmeyer.

An die Betrachtung der historisch-germanistischen Seite des „Sonntagsblatts" seien die wenigen Beiträge Hoffmanns von Fallersleben angeschlossen. Die Herzensneigung zu Elisabeth Kämper, der Meieli seiner Gedichte, hat ihm, der das Volkslied meisterhaft nachzubilden wußte, auf seiner zweiten Reise nach Holland die lieblichen Lieder voll musikalischen Klanges entlockt, von welchen fünf im November und Dezember des Jahrgangs 1821 zuerst erschienen sind. Das war um die Zeit, als Hoffmann von den Niederlanden nach Fallersleben zurückkehrte. „Alemannische Gedichte in Holland. Mitgeteilt von H. v. F." sind sie überschrieben; vier von ihnen finden sich mit kleinen Änderungen in der fünften Ausgabe der „Alemannischen Lieder" (1843), nämlich:

1. „Uffem Berge möchti rueche,
Imme Tale wandlen au, . . ."

2. Abschied.
„Scheide mueſſi, scheide willi, . . ."

3. Meielis Gruß.
„Abschied hani gno und alliwil wiederum
Abschied . . ."

4. Abschied von Meieli.
„Trinke wolti den Kelch des bitteren
Scheidens. . . ."

Ein Lied, im 46. Stück des „Sonntagsblattes", fehlt in dieser Auflage; deshalb wird es hier mitgeteilt:

---

[1]) 1820: 17., 23., 26., 46., 47., 49. St. Sie sind von seinem Biographen (Müllermeister, Wilhelm Smets in Leben und Schriften, Aachen bei Rudolf Barth) nicht berücksichtigt worden.

Meieli.

„Nu hani gseh all
Mi Meieli scho,
's isch Zit, assi wieder
Vo danne goh.

Jez bisch mer, mie Meieli,
Wieder se wit,
Und i cha di nit grüeße,
Nit sage: gut Zit.

Se schenk mer, mi Meieli,
Se schenk mer's Gleit,
Und se hani do ebbes,
's isch gut für mi Leid.

Und se hani de ebbes,
Dran i denke wol cha,
Dann bisch mer auch wieder
Mi Meieli nah."

Dem heiteren Volkssänger folgt in der Reihe der Beiträger zum Mindener „Sonntagsblatt" unmittelbar ein anderer Romantiker: Heinrich Heine. „Als Probe aus der nächstens erscheinenden Sammlung der Gedichte" Heines enthält das 50. Stück des Jahrgangs 1821 ein Poem „Der arme Peter" in vier Teilen, das als bisher ungedruckt gekennzeichnet ist. Der erste Abschnitt ist das Gedicht „der Traurige"[1]), an den sich „der arme Peter"[2]) als zweiter anschließt. Diese beiden sind also ursprünglich eins gewesen; bei der Trennung hat Heine nur im zweiten Vers des „Traurigen" statt „den armen Peter" die Worte „den bleichen Knaben" gesetzt. Der junge Dichter war damals in Westfalen kein Unbekannter mehr, da er bereits 1819 einige Beiträge für den „Rheinisch-westphälischen Anzeiger" geliefert hatte. Heines Werke[3]) enthalten auch eine Be-

[1]) Elster, kritische Ausgabe von Heines Werken. Leipzig und Wien. Bibliograph. Institut. o. J., Bd. I. S. 35.
[2]) Ebendas. S. 37.
[3]) Elster, Bd. VII. S. 171 ff.

sprechung des „Rheinisch-westphälischen Musenalmanachs auf das Jahr 1821". Viele der in diesem Büchlein auftretenden Namen erblickt man im „Sonntagsblatt" wieder, unter ihnen J. B. Rousseau 1820 und 1821 mit ein paar geringwertigen Gedichten und 1839 mit „Vorlesungen über poetische Kunst" (17. Stück), die er in Düsseldorf zur Einführung in die neueste Dichtung gehalten hatte. Durch Heine ist der Name eines anderen Beiträgers zum „Sonntagsblatt", Gottfried Bürens aus Papenburg (geb. 1771 zu Wolbeck bei Münster), bekannt geworden:

„Wenn das Käuzlein in der Urnacht
Mit dem Leichhuhn ein Duett heult,
Und der Rohfuß seine Cour macht
An die Nachtmähr und ihr Bett teilt:
Dann erhebt sich die Hexe vom schnarchenden Mann
Auf dem Besen in sausende Lüfte,
Und reitet der grausige Jäger voran
Über Trümmer und modernde Grüfte,
Umflimmert vom Schein des verwirrenden Lichts
Und umhuscht von Gestalten des Vorgesichts." usw.

Wie dieses Gedicht, so sind auch Bürens Beiträge zu Nikolaus Meyers Zeitschrift (Jahrgang 1817—27) metrische Akrobatenstücke. Es findet sich da eine Ode an Lord Byron in der sapphischen Strophe lateinisch und deutsch, ebenso in beiden Sprachen eine Fabel „Arbor curva", auch lateinische Rätsel u. s. f. . Levin Schücking, dessen Eltern den einsamen Richter von Papenburg zuweilen besuchten, gesteht, daß er in dem Städtchen und durch den phantasievollen, eigenartigen Mann viel Anregung erhalten habe.[1]) — In Berlin verkehrte Heine in den literarischen Zirkeln, und Elise von Hohenhausen, die 1820 dort einen beliebten Salon unterhielt, soll zuerst das Talent des jungen Mannes erkannt haben[2]) — möglich,

[1]) Levin Schücking, Lebenserinnerungen. Breslau 1886. S. 39 f.

[2]) Vgl. Unsere Zeit. Jahrbuch zum Konversationslexikon. Bd. I. Leipzig 1857. S. 787/88: „Elise von Hohenhausen"; — ebenso: Allgemeine Deutsche Biographie „Elise von Hohenhausen", ein Artikel, der sich ganz eng an denjenigen bei Schindel, Die deutschen Schriftstellerinnen des 19. Jahrhunderts. Leipzig 1823. I. 216—22 anschließt, soweit er da vorlag; — ferner auch: Robert Proelß, H. Heine, Sein Lebensgang und seine Schriften. Stuttgart 1886.

daß sein Gedicht durch ihre Vermittelung in das Mindener Blatt hineingekommen ist. Sie selbst hat in ihrem Eifer für dieses nie nachgelassen. Elisens Gedichte, obwohl ohne ein ihnen eigentümliches Gebiet, ragen über die große Menge der anderen empor; aber man wird der frauenhaft weichen Anmut dieser Poesie, der man eine gewisse Formschönheit zuerkennen muß, nicht recht froh, eben weil es an Leidenschaft und Stimmungsgewalt fehlt. Sie hat mehrere Sonette beigesteuert, wie denn überhaupt die hohe Zahl von Gedichten in dieser Strophenform dem Leser des „Sonntagsblattes" auffällt. Der Grund für diese Erscheinung ist in dem populären Aufschwung zu sehen, den die Befreiungskriege der jüngst erst erblühten und schon so bald in inhaltlosen Nachahmungen erstarrten Sonettdichtung gebracht hatten.[1]) Aus Elisens Feder stammen im „Sonntagsblatt" mannigfaltige Erzählungen und Reiseberichte, die oft ihre lehrhafte Absicht nicht verkennen lassen. Die Freifrau liebt es, noch ungedruckte größere Werke in Proben dem Publikum hier zunächst vorzulegen, z. B. im Jahrgang 1820 Teile aus ihrer Schrift „Natur, Kunst und Leben; Erinnerungen, gesammelt auf einer Reise an den Rhein und die Gestade der Nord- und Ostsee", welche dann Altona 1820 im Druck erschienen ist. Vielfach wendet sie sich in Briefform an die Leser. So sandte sie u. a. im Winter 1820/21 von Berlin aus dem „Sonntagsblatt" unvollkommene Skizzen der Vorlesungen Franz Horns, des Romantikers und Literarhistorikers, über die deutschen Dichter von Luther bis auf die Gegenwart. — Am bedeutungsvollsten für die Mindener Zeitschrift ist sie als Vermittlerin der englischen Literatur. Lord Byron war ihr Lieblingsdichter; er habe eine neue Welt erschlossen, sagt sie 1819 in einem Aufsatz, seine Dichtungen bewegten sich im Reich der Freiheit, fern von allen Gesetzen der Gesellschaft! Diese Begeisterung zeigt, welch gewaltigen Einfluß der britische Lord auf die Gemüter der Deutschen gewonnen hatte. Elise nennt sich in einem Artikel „Lord Byrons Tod" (1824, Nummer vom 30. Mai) die erste unter den dichtenden Deutschen, welche Byrons Werke in unsere Sprache zu über-

[1]) Vgl. Heinrich Welti, Geschichte des Sonetts in der deutschen Dichtung. Leipzig 1884. S. 219 ff.

tragen strebten. Im Jahrgang 1821 hat sie mehrere Übersetzungen veröffentlicht, darunter Proben aus derjenigen des „Corsair“. Seit dem Tode ihres Sohnes Karl, der 1834 der Wertherkrankheit zum Opfer fiel, geriet sie in eine schließlich pathologische, frömmelnde Geistesverfassung. Diese Umwandlung machte sich in ihrer schriftstellerischen Tätigkeit geltend. Der Jahrgang 1843 des „Sonntagsblattes“ enthält Teile ihrer Übertragung von Edward Youngs „Nachtgedanken“, zu denen dieser Dichter auch durch harte Lebenserfahrungen gedrängt worden war. Überdies war die düsterprächtige, schwermütig über die Vergänglichkeit alles Irdischen reflektierende Dichtung selbst damals noch eines der gelesensten Bücher. Elise veröffentlichte diese Übersetzung 1844, welche 1873 eine zweite Auflage erlebte. Trost und Erhebung gab ihr auch die Muse Alfred Tennysons. Die gebeugte Mutter fühlte sich besonders hingezogen zu den schmerzvollen Klagen des Briten um den dahingegangenen Jugendfreund; sie offenbarten ihr die befreiende Ergebung, zu der sich der Dichter aus tiefer Seelenqual durchgerungen hatte. Die im Jahrgang 1851 enthaltenen Übertragungen der zwei ersten Lieder von „In Memoriam“ seien als Proben hier wiedergegeben:

Vergessenheit.

„Des Sängers Harfenwort ist wahr,
Es steigt der Mensch aus totem Ich
Schrittweis empor und tröstet sich
An Dingen hoch und wunderbar.

Wer blickte durch die Jahre hin
Und fände seiner Träne Ziel
Und in dem Leid der Freuden viel,
In Kummer und Verlust Gewinn?

Es soll die Liebe fest umziehn
Den Schmerz, bis beide untergehn;
Der Kummer soll im Auge stehn,
Und die Verzweiflung klage kühn.

O, besser Tod in Liebestreu,
Als daß der Stundenwechsel sagt:
Der hat geliebt und hat beklagt
Und doch ist alles nun vorbei.“

Efeu.

„Du Efeu um den Leichenſtein,
Der ihn mit grünem Netz umkränzt,
Wo ein geliebter Name glänzt,
Und Wurzeln ſchlägt um ſein Gebein.

Der Frühling bringt die Blütenzeit,
Das Lamm der jungen Herde ſpringt;
Doch hier in deinem Schatten klingt
Der Kirchenglocke Grabgeläut.

Die Sonne läßt dich nicht erblühn,
Und küßte dich auch Frühlingsflut,
Es reift dich nicht der Sonne Glut,
Dein Kleid iſt ewig Trauergrün.

Wenn ich ſo ſinnend ſehe zu,
Wie du dich ganz der Traurigkeit
Mit ſtillem, feſtem Sinn geweiht,
So mein' ich oft, ich wäre Du."

Dieſen beiden Verdeutſchungen folgt die eines Gedichtes aus dem Fragment „The Eagle" unter dem von Eliſe von Hohenhauſen hinzugefügten Titel „Der Mutter letztes Wort". Neben Byron und Tennyſon war es Walter Scott, mit dem ſich die Baronin hauptſächlich beſchäftigte. Heine hat mehrmals voll Hochachtung von ihr und ihren Übertragungen aus der engliſchen Literatur geſprochen, z. B. in den Briefen aus Berlin[1]). — Eliſens Schwägerin, Henriette von Hohenhauſen, der Annette von Droſte-Hülshoff einen „Nachruf" gewidmet hat, erſcheint im „Sonntagsblatt" (Jahrgang 1818—42) mit, vielfach frommen, Gedichten, mit Rätſeln und mit Erzählungen, die manchmal Theodore . . . n . . unterzeichnet ſind. — Die zweite Tochter der Frau von Hohenhauſen, Eliſe, die als Freundin der größten deutſchen Dichterin bekannt iſt, nahm eifrig Anteil an der Leitung des „Sonntagsblattes".[2]) Sie hatte in Berlin als Kind viele der Berühmtheiten der literariſchen Salons kennen gelernt;

[1]) Elſter, Bd. VII. Nachleſe, S. 576.
[2]) Vgl. Lexikon deutſcher Frauen der Feder. Herausgegeben von Sophie Pataky. 1898.

einige Jahrzehnte später ist sie selbst dort der Mittelpunkt eines schöngeistigen Kreises gewesen. Mit diesen Damen, die sich an der Redaktion des „Sonntagsblatts“ beteiligten, seien gleich noch Julie von Nordenflycht und Sophie George, geborene Paalzow, verzeichnet. Ihre Gedichte bedeuten auch nicht mehr als die der vielen Frauen, die im Zeitalter der Romantik reimten. Als die Freiin Nordenflycht, die Hofdame der Königin von Griechenland, 1842 starb, beklagt Nikolaus Meyer in einem Nekrolog (1842. 34. Stück) den Verlust der verehrten Freundin, die in der 27jährigen Freundschaft eine seltene Treue bewahrt habe. — Jacobsens „Briefe an eine deutsche Edelfrau über die neuesten englischen Dichter“ (1820) sind an die Gemahlin Leopolds von Hohenhausen gerichtet. Er, der Verfasser des „Seerechts“, ist in Nummer 1 des Jahrgangs 1820 als Beiträger zum „Sonntagsblatt“ aufgezählt. Dem Jahrgang 1819 steuerte er einen schwungvollen Aufsatz „Lord Byron als Mensch und Dichter“ bei, worin er hauptsächlich „Childe Harold“ behandelt (Nummer vom 11. April), und ferner ein kleines Lebensbild Thomas Moores mit besonderer Besprechung von „Lalla Rookh“ (Nummer vom 1. August). — Von den Dichtern, mit denen die Hohenhausen in Berlin verkehrten, erscheinen außer Heine noch Fouqué und Helmine von Chézy in dem einfachen westfälischen Blatte. Eine Karoline v. R. aus Frankfurt am Main richtete im 50. Stück des Jahrgangs 1821 ein schwärmerisches Gedicht an den Verfasser der „Undine“, der damals einer der beliebtesten Schriftsteller war. Erst im April des folgenden Jahres erklingt von der Havel her die Antwort:

An Caroline, Gräfin von R . . . . . .

„Fast Knabe noch, nur ahnend künft'ge Lieder,
Mit Waffen nur und Minnespiel bekannt,
Sah ich den Main, — und sah ihn nimmer wieder,
Und hab' ihn doch mit Sehnsucht stets genannt.
Nun tönt mir durch der Dichtung Zauberhaine
Ein Lied von dort und hat mich fromm entzückt,
Daß hin zu dem lichtblauen Wogenscheine
Mein glühend Aug' in reiner Sehnsucht blickt.

Undine Du des Mains, des Elbeſtrandes,
Wo ſind ich deine holde Blumenſpur?
Der Umfang unſres deutſchen Heimatlandes —
Sonſt wohl mein Stolz — ſcheint nun zu weit mir nur!

Doch ſoll mein Lied die ſchöne Hoffnung nennen, —
Und frommes Hoffen trifft ſo oft ja ein! —
Hienieden noch von Antlitz Dich zu kennen,
Zu grüßen Dich am heimatlichen Rhein,
Zu wandeln neben Dir durch jene Auen,
Wo faſt ein Paradies ſich wieder neigt,
Mit Dir vom hohen Kloſterberg zu ſchauen,
Dem Hymnus reich und Dankgebet entſteigt,
Entſteigt zu jenen ewigklaren Zinnen,
Von wo die Gnaden Gottes niederwehn! —
Dort — kann ich dieſeit nicht die Fahrt beginnen —
Gilt's finden, gilt ſchon hier: in Gott verſtehn!"

Von Helmine von Chézy enthalten die Jahrgänge 1819 und 1820 einige wenige proſaiſche und poetiſche Beiträge. Helminens Großmutter war die zu ihrer Zeit bekannte Karſchin. Eine „ungedruckte Epiſtel" von ihr hatte die Redaktion in Nummer 16 des Jahrgangs 1818 wegen des „Wertes der Merkwürdigkeit" veröffentlicht. — Noch ein anderer ſandte aus Berlin dem „Sonntagsblatt" Gedichte: der Poet und Maler Wilhelm Henſel, der berühmt geworden iſt durch ſeine Mitwirkung bei den glanzvollen Spielen, die der Preußenkönig ſeiner Reſidenz zuweilen darbot. Das 51. Stück des Jahrgangs 1821 enthält ein erſtes Originalgedicht „Geſchrieben Wort", und dann eröffnet der Freund Wilhelm Müllers mit einem Sonett „Griechenfeuer" (1822. 1. Stück) die Gruppe der Griechenlieder im „Sonntagsblatt":

„Vom alten Griechenfeuer geht die Kunde,
Wie ſeine Glut ſo unauslöſchlich brennt,
Daß auch des Waſſers feindlich Element
Es nimmer dämpft im tiefſten Meeresgrunde.

Stieg jetzt ein Kriegesengel mit dem Funde
Herauf aus Höhlen, die kein Auge kennt?
Hat er entflammt im ganzen Orient
Jedwedes Herz und jede Zung' im Munde?

Denn rings sieht in die Schlacht man Herzen werfen
Mit Flammen, die nicht löschen Trän noch Blut:
Sind das nicht jenes Griechenfeuers Zeichen?

So lasset uns auch Sporn und Klinge schärfen
Und teilhaft machen uns der heil'gen Glut —
Bis sie zusammenschlägt ob Satans Reichen!"

Von den übrigen Gedichten dieser Art im „Sonntagsblatt" sind nur die später erschienenen Übersetzungen Karl Ikens aus dem Neugriechischen hervorzuheben (Jahrgang 1830). Er war Bremer wie Nikolaus Meyer, und sein Bestreben ging dahin, der Kenntnis der neugriechischen Sprache und Literatur in Deutschland Eingang zu verschaffen.

Diese politischen Poesien sind die einzigen Andeutungen, wodurch die Leser des „Sonntagsblattes" von den Revolutionen erfahren haben, die in vielen Ländern ausgebrochen waren. Zu dieser Zeit aber wurde es der deutschen Presse doppelt hart, unter dem Druck des Metternichschen Systems auszuhalten. „Mittelmäßig? Ein verdammtes Wort. Wüßtest du, o Leser, wie oft es mir zentnerschwer aufs Herz fällt, als Schriftsteller unter Zensur an der deutschen Mittelmäßigkeit mitzuarbeiten, du würdest mir um meines Schmerzes willen meine, deine eigne Mittelmäßigkeit verzeihen. Schreib' einer in einem deutschen Journal! Riesengedanken springen aus der Stirne, aber die Zensurscheere schneidet sie zu mittelmäßigen Geschöpfen zurecht, nachher kommen auch nur noch Mittelmäßigkeiten aus der Stirne und die Riesen bleiben drin im Kopf und fangen aus Langerweile den Titanenkampf unter sich selbst an, schlagen sich tot, fressen sich." Die Stimmung eines großen Teils der deutschen Journalisten dürfte mit diesen Worten Menzels[1]) zutreffend ausgedrückt sein. Zur Illustration der „Streichsorgfalt der Zensoren" hatte man die Zensurlücken erfunden. Nikolaus Meyer läßt einmal als Erklärung für einen leer gebliebenen Raum den Drucker ironisch versichern, bei diesen wirklich gesetzten Zeilen sei ihm die Schwärze ausgegangen — der Artikelschreiber hatte nämlich den Adel der Stadt Münster anzuklagen gewagt, der nicht zu Karl Wilhelm Grotes „Münsterländischem

[1]) Menzels Litteraturblatt 1831. Nr. 121 — Besprechung von Börnes „Briefen aus Paris".

poetiſchem Taſchenbuche auf das Jahr 1818" ſubſkribiert habe. Ein Aufſatz im 1. Stück des Jahrgangs 1818 ſollte die Überſchrift „Gewiſſensfrage" haben, und da ſteht ſtatt deſſen das harmloſe Sprüchlein:

„Hört ihr Herrn, glaubt ſicherlich,
Hier ſtand recht viel geſchrieben! —
Da macht er einen Federſtrich — —
Nun iſt es weiß geblieben."

Alsbald verbot die Behörde die „ordnungswidrigen" Lücken in der Mindener Zeitung. Unangenehm wurde die Zenſur für die Blätter zuweilen, wenn die Regierung irgend eines deutſchen Staates gegen Artikel „ausländiſcher" Zeitſchriften Einſpruch erhob, z. B. im „Sonntagsblatt" einmal bei einer Rüge, die der Magiſtrat einer Lippeſchen Stadt erhielt. Die Unterdrückung von Mallinckrodts „Rheiniſch-Weſtphäliſchem Anzeiger" im Jahre 1817 hatte das entrüſtete „Sonntagsblatt" bewogen, einen ſtehenden Artikel „Preßzwang" einzuführen. Es übermittelte ſeinen Leſern die Hauptgedanken der Verteidigungsſchrift A. Mallinckrodts: „Preßfreiheit, Preußens Grundton". Im 1. Stück des Jahrgangs 1818 drückt ſich L. v. H. (Leopold von Hohenhauſen) im Widerſpruch mit anderen Stimmen im „Sonntagsblatt" gegen die unbedingte Preßfreiheit ohne einſchränkende Geſetze zur Verhinderung von Mißbräuchen aus. Damals, bevor Metternich in Karlsbad das Attentat auf die deutſche Volksfreiheit ausübte, war die Zuverſicht, daß die 1815 verheißene Aufhebung der Zenſur wirklich durchgeführt werde, noch nicht ganz geſchwunden. Einmal, im 3. Stück des Jahrgangs 1820, wird ein Wiener Polizeigeſchichtlein wiedererzählt: man habe aus dem Muſenalmanach „Aglaja", als er ſchon gebunden war, noch „ein politiſches Stück des berühmten Grillparzer" herausgeſchnitten, „damit dieſe verbotene Frucht nicht ins Publikum käme".[1]) Das iſt übrigens die einzige Stelle im „Sonntagsblatt", die den öſterreichiſchen Dramatiker nennt.

Der Polizeiherrſchaft gelang es, im deutſchen Zeitungsweſen die ſtürmenden Geiſter niederzuhalten; in der Literatur,

[1]) Es war das Gedicht „Die Ruinen des Campo vaccino in Rom".

die wieder in eine Epoche der Revolution eingetreten war, ſetzten ſie ſich durch. Das trotzige, tragiſche Leben und Schaffen des größten dieſer Kämpfer, Dietrich Chriſtian Grabbes, wird im „Sonntagsblatt“ aufs genaueſte verfolgt; er war ja ein Sohn der roten Erde. Beklagt das Blättchen die allgemeine Erſcheinung der Zeit, daß die Genies nur danach ſtrebten, Aufſehen zu erregen ohne Rückſicht auf Regel und Sitte, wofür es ein Beiſpiel in dem „Herzog Theodor von Gothland“ erblickt, ſo betont es anderſeits freudig die hier und dort in dieſem realiſtiſchen Drama, „dieſem Gewirr von Gräßlichkeiten“, hervorbrechenden Offenbarungen einer echten Dichterkraft (1828, Nummer 25). Den „Don Juan und Fauſt“ ſchuf eine gemäßigtere Phantaſie. Vor den Augen des Rezenſenten fand das Stück daher mehr Gnade. Als Probe gab er die herrliche Stelle aus Fauſts Monolog: „. . . . Nah! Was iſt mir näher als das Vaterland . . .“ (1829, Nummer 26). Das Blatt begrüßte froh die angekündigte Abſicht Grabbes, die Geſchichte der Hohenſtaufen, die durch Raumers Anregung ſchon mehrfach dichteriſch behandelt worden war, zu dramatiſieren. Man verſpürt in der Rezenſion des „Kaiſer Friedrich Barbaroſſa“, die den Mangel an Einheit der Handlung ſcharf rügt (1829, Nummer 41—45) und der begeiſterten des „Kaiſer Heinrich VI“ (1830, Nummer 44—46) das Ringen des nationalen Sinnes, der ſich an den edlen Heldengeſtalten der ſtaufiſchen Zeit aufrichten wollte. Mit ein paar Bemerkungen über das Drama „Napoleon“, welches mit einem Guckkaſtenſpiel verglichen wird, verſtummen im „Sonntagsblatt“ die Abhandlungen über Grabbe. Das 52. Stück des Jahrgangs 1836 enthält noch eine kleine Darſtellung ſeines Lebens und ſeiner literariſchen Laufbahn; dabei iſt von der Redaktion die Anmerkung hinzugefügt: „Wir verdankten dem genialen Dichter früher manche Beiträge für unſer Blatt“. Sie feſtzuſtellen, war mir nicht möglich. Der Nachruf für den Freiherrn von Hohenhauſen (1849. 4. Stück) ſagt ebenfalls, daß in dieſer Zeitung mancher ſpäter berühmt gewordene Name ſeine erſte Erſcheinung erlebte, u. a. Freiligrath und Grabbe. Wiederholt erwähnt Grabbe das „Sonntagsblatt“ in ſeinen Briefen. In einem Schreiben an Kettenbeil, das von Eduard Griſebach auf den 8. November 1830 datiert

ist[1]), heißt es: „. . . von Hohenhausen (Mann der Elise) rezensiert im Sonntagsblatt den Barbarossa, wie ich höre, sehr gut, . . .“ Es kann wohl nur das Mindener „Sonntagsblatt“ gemeint sein; Julius Landeck — so sind die beiden Artikel über den „Don Juan und Faust“ und den „Kaiser Friedrich Barbarossa“ unterzeichnet — ist also Pseudonym Leopolds von Hohenhausen. Über die Unterschrift „E.“ der Rezensionen des „Kaiser Heinrich VI.“ und des „Napoleon“ gibt die Stelle aus dem Briefe an Kettembeil vom 10. November 1830[2]) Aufschluß, im „Sonntagsblatt“ rezensiere ihn, nämlich den „Kaiser Heinrich VI.“, die Hohenhausen — gut. Demnach ist Elise von Hohenhausen, die übrigens später (1839. 22. Stück) in der „Rechtfertigung einer edlen Frau“, unterzeichnet E., mit überschwenglichen Worten den Ansichten Eduard Dullers über die Gattin Grabbes beitritt, Verfasserin dieser Besprechungen. Die betreffenden Briefe deuten nicht auf nähere Beziehungen Grabbes zu der Mindener Wochenschrift in damaliger Zeit; sonstige sichere Anhaltspunkte, wäre es auch nur für die Art der Beiträge, haben sich nicht ergeben.

Dagegen ist man nunmehr über das Verhältnis des „Sonntagsblattes“ zu einem andern großen westfälischen Sänger ohne jeden Zweifel gelassen, zu Ferdinand Freiligrath. Seinen Veröffentlichungen in der Zeitschrift Nikolaus Meyers waren schon einige im Jahrgang 1829 der „Allgemeinen Unterhaltungsblätter“ bei Wundermann in Münster voraufgegangen. Des Dichters Beiträge zu der Mindener Zeitung tragen alle seinen Namen; sie sind bereits von Wilhelm Buchner in der Freiligrath-Biographie (Lahr 1882) aufgezählt. Gleich der erste, „Das arabische Roß in der Fremde“, im 26. Stück des Jahrgangs 1830, eröffnet uns die exotische Welt, die sich der Jüngling in der poesielosen Haft des Kramladens ersonnen hatte. In diesem Gedichte kündigt sich schon der klangrauschende und mächtig dahinwallende Rhythmus des Freiligrath auf der Höhe seines Ruhmes an. Er hat es seinen „Gesammelten Dichtungen“

[1]) Ed. Grisebach, Grabbes Werke. Berlin 1902. Bd. IV. S. 297. Nr. 76.

[2]) Ebd. S. 298. Nr. 77.

nicht eingereiht. Wilhelm Buchner gab nur die erste Strophe (S. 60 der Biographie); in Ludwig Schröders Ausgabe der „sämtlichen Werke" (Leipzig, Max Hesse, Bd. III. S. 176) ist es vollständig erschienen. Zum Meister haben den westfälischen Lyriker die beharrlichen Übersetzungsversuche gemacht, die ihm eine innere Notwendigkeit waren. Verdeutschungen, und zwar zuerst aus dem Englischen und nicht aus dem Französischen, folgen denn auch im „Sonntagsblatt". Der jugendliche Poet hatte den mystischen „Ancient Mariner" des Frühromantikers Coleridge in deutsche Verse gebracht; zwar erkannte Nikolaus Meyer im 37. Stück des Jahrgangs 1830 „den eigentümlichen Wert des Gedichts, wie das Verdienstliche der Übersetzung" an, nahm sie aber doch nicht auf, da den poetischen Mitteilungen kein so großer Raum zugestanden werden sollte. Bald darauf erschien sie in den „Unterhaltungsblättern". Das 43. Stück enthält dann das Gedicht „Lord Ronalds Kind" nach John Wilson. Von den prächtigen, plastischen Schilderungen des Schotten und der nordisch-melancholischen Stimmung, die über diesen Strophen wie über so vielen Dichtungen englischer Zunge mit zartem Schleier gebreitet ist, fühlte sich Freiligrath angezogen.[1]) Nach Wordsworth bringt das 46. Stück: „Des ewigen Juden Lied". Für den Jahrgang 1830 schließen im 48. Stück Freiligraths Beiträge mit der Verdeutschung eines biblischen Stoffes, zweier Strophen aus Byrons „Hebrew Melodies", ab. Ein ganzes Jahr lang vermißt man nun seine Stimme im Chor der Sonntagsblattdichter. Erst das 46. Stück des Jahrgangs 1831 läßt sie wieder erklingen. Die einzige Novelle, überhaupt das einzige Prosawerkchen Freiligraths ist hier gedruckt: „Der Eggesterstein. Erzählung von Ferdinand F." (1831. 46.—50. Stück). Im zweiten Halbjahr 1831 gewann er damit den für Erzählungen ausgesetzten Preis — „eine goldene Brustnadel von getriebener Arbeit mit dem Kopfe Aristipps . . ." Dieselbe Preisverteilung erkannte dem Regierungsrat Nauck für mehrere

[1]) Demnächst wird erscheinen: W. Erbach, Ferdinand Freiligraths Übersetzungen englischer Dichtungen im ersten Jahrzehnt seines Schaffens (auf Grund seines Nachlasses gewürdigt). Da der Verfasser die bisher nicht wieder gedruckten Übersetzungen veröffentlichen wird, so verzichte ich hier auf den Abdruck.

hiſtoriſche und vermiſchte Aufſätze eine bronzene Wanduhr zu. Des öfteren hatte ſich das „Sonntagsblatt“ ſchon mit den ſagenumrankten Felſen beſchäftigt, die zwei Stunden von Detmold liegen. Einer dieſer Beſprechungen (1825. 1. Stück), derjenigen aus den „Denkmalen germaniſcher und römiſcher Zeit in den rheiniſch-weſtfäliſchen Provinzen“ von Dorow (Stuttgart 1823), mit deſſen Anſichten über das Bildwerk auf dem Exterſtein Goethe übereinſtimmte, wird in H. F. Maßmanns Büchlein „Der Egſterſtein in Weſtfalen, Weimar 1846“ Seite 1 und 2 Erwähnung getan. Der Jahrgang 1827 (38. Stück) des „Sonntagsblattes“ brachte ein frommes Reimſpiel „Pilgers Muſchelgruß von den Exterſteinen“. Wichtiger iſt ein „Impromptü“: „Die Exterſteine“ von Eliſe von Hohenhauſen im letzten Stück des Jahrgangs 1824:

„Geſtirn der Urwelt,
Entſtiegen brauſenden Waſſern,
Du ſahſt das Blut der Heiden
Fließen zum Opfer der Götter,
Bis der göttliche Mann
Sich für die Menſchheit geopfert,
Und das Licht des Glaubens der Liebe
In Germaniens Wälder drang.“ uſw.

Dieſes Gedicht war Freiligrath wohl nicht bekannt, aber Eliſe von Hohenhauſen iſt es doch geweſen, die ihn zu ſeiner Erzählung angeregt hat. Er wollte damit den Verſuch machen, wie er ſelbſt ſagt, „die wilden, ſtarren Söhne des Waldes in dem magiſchen Goldnetze der Romantik gefangen haltend, ihren Namen ſo zu verherrlichen, wie die geiſtreiche Eliſe v. H. in ihrer Novelle „Germaniens Lucretia“ den Bruder des Eggeſterſteins, den das benachbarte Weſertal beherrſchenden Hohenſtein verherrlicht hat, oder wie der ritterliche Sänger Friedrich Fouqué in ſeinem anmutigen Märlein: „Schön Ilſe und ihre weiße Kuh“ die Ludener Klippe“. Die Ludener Klippe liegt bei Minden. In der Ausführung hat ſich der Dichter einer Sage angeſchloſſen, die der Volksmund über die Kreuzabnahme, die ſchöne Bildhauerarbeit an einem der Felſen, erzählte: der junge Künſtler widerſteht den Verlockungen des Teufels, der das chriſtliche Werk vernichten will, vollendet ſein Meiſterſtück und gewinnt

dadurch die ebenſo ſtandhaft gebliebene Geliebte. Freiligrath ſelbſt urteilte kurze Zeit darauf abfällig über ſeinen Verſuch in der Novelle. Zugleich mit dieſer Erzählung veröffentlichte Nikolaus Meyer „Das Nordlicht", ein Gedicht, welches ein glänzendes Zeugnis für die ſprühende Phantaſie und die Kraft der Naturbeſeelung des jugendlichen Freiligrath iſt. In den „geſammelten Dichtungen" fehlt es; Wilhelm Buchner hat es vollſtändig angeführt (Bd. I. S. 60 f.). Das nächſte Stück enthält „Der Blumen Rache", das wie ein Märchen der Romantik anmutet und doch in Vers und Wort den Stempel Freiligrathſcher Poeſie trägt. Es hat in die „Gedichte" von 1838 Aufnahme gefunden. „Die Schreinergeſellen" im 50. Stück („Gedichte" 1838) und „Die Leiche" im 52. Stück ſind in Stunden ſchwermütiger Stimmung entſtanden, die den Jüngling oft heimſuchte.

„Da liegſt du, ſtill und ernſt und kalt,
Du bleiche ſchlummernde Geſtalt,
Auf ſchlechten Hobelſpänen!
Ich ſeh dich an, und küſſe dich
Und weine laut und bitterlich
Dir meine heißen Tränen!"

So lautet die erſte Strophe des von Wilhelm Buchner (Bd. I. S. 101) zuerſt veröffentlichten Gedichtes „Die Leiche". Nummer 2 und 3 des Jahrgangs 1832 bringen eine Überſetzung „Zwei Bilder aus Byrons Giaour" von „Ferdinand". Das 5. Stück enthält eine kleine Bemerkung Freiligraths, die bisher nicht wieder abgedruckt worden iſt, über zwei auffallend ähnliche Stellen bei Homer im ſechſten Geſange der Ilias Vers 146—148 und aus Oſſians Berrathon: „The people are like the waves of ocean; like the leaves of woody Morven, they pass away in the rustling blast, and other leaves lift their green heads on high". Faſt ſollte man glauben, meint Freiligrath, Macpherſon habe dem alten Jonier den Gedanken entwandt, um ſeinen Oſſian damit auszuſchmücken und den Leſer beider Dichter ein wenig zu myſtifizieren". Der weſtfäliſche Lyriker iſt bei der Auswahl der Jugendgedichte für die erſte Sammlung (1838) ſehr ſtreng verfahren. Man wundert ſich, daß er das liebliche „Schneeball und Froſtblumen" (1832. 6. Stück)

nicht so hoch eingeschätzt hat. Deutsche Weihnachtsstimmung träumt in diesem reizend gemalten Liebesidyll, und die Verse gleiten dahin wie die klingelnden Glöcklein des Schlittens. Ist es nur der Rhythmus, der in diesen von Wilhelm Buchner (Bd. I. S. 61—64) mitgeteilten Strophen an einen anderen Westfalen gemahnt, an den Dichter des Sangs von „Dreizehnlinden?" Beiträge folgen nun, die Freiligrath dem „Sonntagsblatt" bereits aus Amsterdam zusandte. Nummer 10 hat den mit ganz geringen Abweichungen in die „Gedichte" (1838) aufgenommenen „Mohrenfürsten", der Heine soviel Spaß bereitete, und Nummer 11 „die Bilderbibel". Das heilige Buch war damals in den protestantischen Familien noch ganz das, was es zu Goethes Jugendzeit gewesen. Von ihm bekennt Goethe in „Dichtung und Wahrheit" (VII. Buch): „. . . fast ihr allein war ich meine sittliche Bildung schuldig, und die Begebenheiten, die Lehren, die Symbole, die Gleichnisse, alles hatte sich tief bei mir eingedrückt und war auf eine oder die andere Art wirksam gewesen". Das ist dieselbe dankbare Empfindung, wie sie sich in den ergreifend sinnigen Versen der „Bilderbibel" ausspricht. In Freiligraths Gedicht ist sie gepaart mit resignierender Wehmut ob der entschwundenen Zeit der Elternliebe und des beglückenden Glaubenkönnens. Einem frommen Herzen entstammt auch das „Wetterleuchten in der Pfingstnacht" (1832. 24. Stück). „Vier Roßschweife. Im Eilwagen am 15. Juli 1832, als den Verfasser eine Reise in Militärangelegenheiten in die westfälische Heimat zurückrief", erscheint im 37. Stück. Der Jahrgang 1833 des „Sonntagsblattes" bringt im 1. Stück den „Pibroch of Donald Dhu" (nach Walter Scott), den Kriegsgesang des Schottenclans — einen ersten Versuch Freiligraths im Streitlied. Er ist in der Fassung der „Gedichte" von 1838 nur in ganz wenigen Worten geändert. „Nebo" im 10. Stück ist ein wundervolles Lied, alttestamentarisch in Bild und Ausdruck, das wiederum sehnsüchtig und doch unendlich erhaben verhallt:

„Auf einem Berge sterben,
Wohl muß das köstlich sein!
Wo sich die Wolken färben
Im Morgensonnenschein.

Tief unten der Welt Gewimmel,
Forst, Flur und Stromeslauf,
Und oben tut der Himmel
Die goldnen Pforten auf."

„Als Probe aus der Gunloda" überreichte das „Sonntagsblatt" im 11. Stück seinen Lesern eine der edelsten Gaben der Freiligrathschen Muse: „Die Auswanderer". — Wilhelm Buchner hat Unrecht, wenn er sagt, der Herausgeber scheine in keiner Weise zur Erkenntnis von der Bedeutung und Eigentümlichkeit des jungen Poeten gekommen zu sein; zum wenigsten hat Nikolaus Meyer einen bis jetzt ganz unbekannt gebliebenen Aufsatz über die „Gunloda"[1]) seiner Zeitung einverleibt (1833. 11. Stück), der fast nur von Freiligrath und zwar in heller Begeisterung redet: „. . . Seine reiche Phantasie, durch Kenntnisse geleitet, schildert das Land der Mohren, wie die stille Einsamkeit des Waldes, das bewegte Leben des Hafens und des Meeres, wie das österreichische Feldlager, alles mit glühenden Farben, wahr, treffend und rührend; letzteres gilt besonders von dem herrlichen Gedicht „die Auswanderer" . . . . Freiligraths Genius scheint über dem All zu schweben, und wie das Chamäleon jede Farbe annimmt, so jede Dichtungsart bilden zu können, mit einem Wort objektiv zu sein wie Goethe, Shakespeare, Homer, Pope, Dryden, die nicht zur Originalität, aber zur Universalität strebten. Möchte er bei dieser gleichen Anlage mit seinen großen Vorgängern nicht vergessen, daß die poetische Leidenschaft das Hauptelement der Poesie ist, welches sich wohl mit Objektivität vereinbaren läßt, und deren Mangel für die letzten Werke Goethes eine so kalte Aufnahme veranlaßt hat . . ." Dieses maßlose Lob erwarb sich Freiligrath zwei Jahre, bevor seine Gedichte in Chamissos und Schwabs „Deutschem Musenalmanach" und im Cottaschen „Morgenblatt" den außerordentlichen Beifall fanden. Noch einmal, im 20. Stück des Jahrgangs 1834, wird bei Besprechung der „Kränze von Moritz Bachmann, Rinteln" den darin enthaltenen Gedichten Freiligraths „vorzügliche Auszeichnung" zuteil; der Scheik von Sinai enthalte

[1]) Gunloda, Westphälisches Taschenbuch für 1833. Herausgegeben von Moritz Bachmann, Paderborn.

eine großartige Erinnerung an Napoleon, die afrikanischen Gedichte sollen an die des englischen Dichters Chatterton erinnern. Im 35. Stück des Jahrgangs 1835 folgt erst der nächste Beitrag des fleißigen Übersetzers: „Das bessere Land" nach Mrs. Hemans, und darauf in Nummer 36 und und 37 zwei aus John Wilsons „Peststadt", übertragene Teile jener dramatisierten Dichtung, die uns die Zeit der großen Pest in London erleben läßt. Das 38. Stück endlich enthält die erste Übertragung eines Gedichtes von Victor Hugo: „Das Kind", ein neues Zeugnis für das tiefe und freundliche Gemüt Freiligraths.[1]) Dieses aus den „Herbstblättern" übersetzte Poem findet sich in den „Gesammelten Dichtungen" Freiligraths (6. Aufl. 1898. Bd. IV. S. 244 f.). Nummer 42 enthält eine Verdeutschung von Charles Lambs schwermütigem Liede „The Old Familiar Faces": „Die alten bekannten Gesichter", und Nummer 43 von Thomas Moores „There comes a time":

„Es kommt eine Zeit, eine trübe Zeit
Für ihn, der manchen Tag
Geschwelgt in der Jugend Süßigkeit,
Der alle Blumen brach." —

Beide sind in den „Gedichten" von 1838 enthalten. In diese Ruhestimmung der Freiligrathschen Poesie platzt nun das wilde, bluttriefende „Tiger und Wärter" (1835. 45., 46., 47. Stück), in welchem ein irrer Rachegeist umgeht; dieses Lied des Hasses ist ein Vorzeichen der künftigen Revolutionslyrik des Dichters. Nikolaus Meyer nahm es ins „Sonntagsblatt" auf, nicht aber Freiligrath in seine „Gesammelten Dichtungen". Mit diesem Gedichte, das von Wilhelm Buchner ans Licht gezogen worden ist (Bd. I. S. 65—68), schließen die selbständigen Beiträge Freiligraths für die Mindener Zeitschrift ab. Nur Übersetzungen folgen noch; zunächst im 10. Stück des Jahrgangs 1836 zwei „Gedichte nach Thomas Moore", das schneidige „Now let the warrior" („Gesammelte Dichtungen": Nun schmückt die Rosse . .) und das schwächliche „I saw the moon rise

[1]) Über den Einfluß des französischen Romantikers auf Freiligrath siehe Kurt Richter, Ferdinand Freiligrath als Übersetzer. Berlin 1899.

clear“ („Gesammelte Dichtungen“: Der Mond ging kalt und hell . .). Nummer 27 enthält den „Türkischen Marsch“ und Nummer 28 den „Bounaberdi“, beide nach den bilderreichen, pompös-klangvollen Versen der „Orientalen und Balladen“ Victor Hugos. „Der Beduine“ im 29. Stück nach demselben Dichter wurde bis jetzt, wie es scheint, nicht wieder gedruckt. Der letzte Beitrag Freiligraths zum Mindener „Sonntagsblatt“ fällt in das 9. Stück des Jahrgangs 1837: „Inschrift für eine Quelle auf der Heide. Nach S. J. (J statt T) Coleridge. Auch dann, als Freiligrath aus der Reihe der Mitarbeiter geschieden war, bewahrte die Zeitschrift ihm ein treues Andenken. Im 22. Stück des Jahrgangs 1839 wird den „Gedichten“ von 1838 begeistertes Lob gespendet. Der Rezensent M., was Meyer bedeuten dürfte, freut sich, in dem aufsteigenden „glänzenden Gestirn“ einen Landsmann begrüßen zu können; das „Sonntagsblatt“ sollte stolz darauf sein, viele von den Erstlingen, darunter mehrere seiner vorzüglichsten, zuerst mitgeteilt zu haben. Eine Mindener Korrespondenznachricht vom 29. Mai 1839 (24. Stück) teilt voller Freude die Anwesenheit des Dichters in Minden mit. Das war auf einer Rundreise durch Westfalen, die er mit dem Landschaftsmaler Schlickum unternahm, um sich mit den Gegenden genau vertraut zu machen, die im „Malerischen und romantischen Westfalen“ poetisch dargestellt werden sollten. Von Freiligraths Persönlichkeit, so besagt die Notiz weiter, war man hingerissen. Er selbst schrieb von Höxter (5. Juni 1839) an seine Braut Lina über den Aufenthalt in der Weserstadt[1]): „. . . Sonst [sein Freund Jerrentrup lag schwer krank darnieder] habe ich in Minden viel Angenehmes erlebt! — Bei Dr. Kapp waren Schlickum und ich dreimal zum Essen, Regierungsrat Meyer ist ein sehr lieber Mann, und Elise von Hohenhausen mit ihrem Manne hat meinen Gasthof fast umgerannt, eh ich noch dazu kommen konnte, ihr meine Aufwartung zu machen . .“ Nikolaus Meyer („M.“ unterzeichnet) unterrichtete bereits im 38. Stück die Leser seines Blattes über den „freundlich mitgeteilten Aushängebogen“ des Werkes. Es erfülle die

[1]) Gisberte Freiligrath, Beiträge zur Biographie Ferdinand Freiligraths. 1889.

Hoffnungen, die man „von der romantischen Bearbeitung des Textes aus der Feder unseres Dichters" gehegt habe. Nebenbei sei hier bemerkt, daß das „Sonntagsblatt" auch die erste Lieferung von Franz Dingelstedts „Das Wesertal" im 52. Stück des Jahrgangs 1839 freudig willkommen heißt. Noch einmal taucht Freiligraths Name im „Sonntagsblatt" auf (1844. 41. Stück). Der Dichter habe die königliche Pension zurückgewiesen; mit den soeben erschienenen Zeitgedichten „Ein Glaubensbekenntnis" sei er zur Opposition übergetreten. Da bleiben die Worte über den früher Verherrlichten kalt; aber das „Sonntagsblatt" will doch auch ein Kämpfer sein gegen zopfiges Wesen, so druckt es das lustige und doch so ernste Gedicht vom „Prinzen Ludwig von Preußen" ab. —

Der oben genannte Herausgeber der „Gunloda", Oberlandesgerichtsrat Moritz Bachmann hat in den Jahrgängen 1827—32 (und 1843 im 24. Stück noch einmal) einige Aufsätze und Poesien, insbesondere Übersetzungen aus dem Englischen, zum „Sonntagsblatt" beigetragen. — Freiligraths Freund, Ignaz Hub, der mit ihm das „Rheinische Odeon" herausgab, lieferte für den Jahrgang 1837 ein paar Gedichte. Das erste, „Der Bergfürst" (20. Stück), ganz im Freiligrath-Tone skandiert, darf wohl hier mitgeteilt werden:

„Hell leuchtet der Himalaya
Herüber auf Kandahar;
Bewundernd steht der Rajah,
In Demut der Tschandalar.

Im Purpurmantel prächtig,
Umflossen von Hermelin,
Ein Sultan herrscht er mächtig
Im Wolkenbaldachin.

Die Priester ihm zur Seiten,
Kho, Muß-Tagh und Belur,
Verkünden in blaue Weiten
Gigantisch des Hohen Natur.

In glänzender Pagode
Entzückt der Hindu lauscht,
Wie auf dem Abendrote
Der Flügel Bramahs rauscht.

Tief rollt durch goldne Matten
Der Sind im heil'gen Traum;
Es breitet hehre Schatten
Der Banianenbaum.

Hell leuchtet der Himalaya
Herüber auf Kandahar; —
Da reicht ein stolzer Rajah
Die Hand dem Tschandalar."

Seine anderen Beiträge sind zwei Gaselen „Freiheit" und „Ast und Mast" im 23., „Piratengesang" im 24., „Sängers Schwanenlied" im 46. und „Die Trinker" im 51. Stück — Gedichte, die sich durch die Überschrift selbst charakterisieren.

Mit den Beiträgen Freiligraths ist dem Lebensgang der Mindener Zeitung schon weit vorgegriffen worden; neben ihnen her schreiten bescheiden und spärlicher diejenigen Levin Schückings. Von diesem Schriftsteller hat der große westfälische Lyriker gesagt:

„Du bist ein Geist, du wandelst körperlos;
O, sieh zu Boden, daß ich Frieden habe!
Dein Leib ist tot und in der Erde Schoß;
Umgehnde Seele, bleib auch du im Grabe! — . . . ."

Mit einer ganz phantastischen Prosadichtung „Der Traum", im 23. Stück des Jahrgangs 1831, welche L. S. unterschrieben ist, tritt Levin Schücking denn auch zuerst vor die Leser des „Sonntagsblattes". Erst 17 Jahre war er alt, als er dieses geisterhafte, grausige Nachtstück schrieb. Es zeigt den Dichter im Banne Jean Pauls, der noch damals der gefeierte Liebling des deutschen Volkes und besonders der Frauen war. Schücking erzählt selbst[1]), daß Vater und Mutter in der Bewunderung Jean Pauls einig waren. Für den Werdegang des westfälischen Romanschreibers ist dies Erstlingsstück zu charakteristisch, als daß auf die Wiedergabe verzichtet werden dürfte:

Der Traum.

„Mir träumte einst, ich sei erstanden von den Toten, und suche die bessere Welt.

[1]) L. Schücking, Lebenserinnerungen, Breslau 1886. S. 18 f.

Über mir lag eine durchſichtige leere Unendlichkeit ohne Sonne und Wolken. Rings um mich erblickte ich ohne Geſichtsende das uferloſe All, aber ich erkannte nichts darin; es war ohne Geſtalt, Farbe und Bewegung, wie ein Schatten, aus einem Hohlſpiegel umgekehrt und verzogen zurückgeworfen. Ich ging ohne es zu wollen, und meine Tritte ſchallten nicht. Ich wollte reden, aber meine Stimme tönte nur in mir, und redete mit ſich ſelbſt, und meine Gedanken liefen ab wie eine Uhr. Da rückte aus dem geſtaltloſen Nichts-Etwas eine Reihe durchſichtiger Hütten vor mich, darin gaukelten Schatten auf und nieder und durcheinander, als ſuchten ſie verzweiflungsvoll einen Ausgang. Ich wollte fliehen. Aber in unwillkürlichem Takte trat ich immer wieder in meine Fußſtapfen zurück, und die Hütten folgten dem Takte und gingen mit. Ein triumphierendes, kreiſchendes Gelächter erſchallte, und es zog und drängte mich zurück, und eine harte widerliche Stimme rief unſichtbar nahe vor mir: „Komm, folge, dein Spiel iſt verloren!“ Die Hüttenreihe zog, wie eine Schlange, langſam einen Kreis um mich herum, die Schatten zuckten nach mir wie leckende Flammen, der Kreis wurde immer enger und heißer. Da fiel etwas vor mir nieder, und ein Eulenkopf auf einem mißgeſtalteten Rumpfe ſtand unbewegt und ſtarr vor mir, und ſtierte mich grell und gräßlich an. Der Kopf verzerrte ſich zu einer ſchauerlichen Maske und wieder zu einer andern und immer wieder zu einer neuen, und jede grinſete freundlich teufliſcher und vernichtender, bis mein Bewußtſein erloſch.

„Als ich wieder aufſah, gaukelte im langen, vermoderten Totenlaken eine Frauengeſtalt vor mir. Sie hielt einen dunkeln Spiegel empor und deutete verſchwindend nach Weſten. Da ſtieg im Weſten eine dichte Nacht wie eine breite Trauerfahne über die Erde, eine weiße Hand drang hindurch und hielt den dunklen Spiegel mit zwei feurigen Schwingen. Aber in dem Spiegel ſchlug ſich ein Auge auf, blickte todſchlaftrunken herab und fiel, übergehend von einem unvergänglichen Schmerze, wieder zu. Da ſang es aus der Nacht: „Die Schwingen ſind die Zeit, der Spiegel iſt die Erde, das Auge die Gottheit, die Nacht der Tod; die Lebendigen glauben und hoffen, aber die Toten ſehen und hoffen nicht!“ Die finſtere Wolke ſank langſam hinab, das Chaos ächzte erbebend. Die heiſere Luft tönte von ge-

brochenen Klagen und wehenden Seufzern, wie von einem Getümmel weinender Geister, und ein weiter lauer Tränenregen sank herab.

Aber im Osten stieg verheißend ein fremder blasser Morgen auf, und es baute sich selbst ein Tempel aus Säulen von weißem Lichte, und auf den Tempel sank eine hohe ewige Gestalt herab, die hielt in der Rechten einen Ring und in der Linken eine Wage. Das Chaos erhebte gewaltiger aber freudiger, die Tränen wurden fallende Sterne, die Töne klangen wie Posaunenschall, die wehenden Seufzer schlugen zusammen zu einem Sturme, und der Sturm riß unübersehbare Scharen Auferstandener dem Tage zu. Da erhob die hehre Gestalt den Ring, und alsbald ruhte erwartungsvoll das schweigende Chaos. Nun hielt sie auch die strahlende Wage empor, und sprach: „Ich bin die Wahrheit, die Wahrheit ist Licht, und diese Strahlen sind meine Gedanken!" Die Strahlen fuhren hinab in die Herzen, und waren Töne, und ihre Harmonie war der Friede, und der Friede war die Seligkeit. Da weinte Christus Freudentränen über die Seligen, und sprach voll unergründlicher Liebe: „Gehet ein!", und als die Pforten des ewigen Tempels sich donnernd rührten, — erwachte ich."

Diesem Prosastück folgt im 42. Blatt des Jahrgangs 1832 ein lyrischer Beitrag Schückings („Sommernachts-Phantasie" von L. S.). Man sieht, wie der Jüngling, der den Beruf zum Poeten in sich fühlte, unsicher tastet, um das rechte Gebiet für die Entfaltung seiner dichterischen Schaffenskraft zu finden.

Die nächsten Jahrgänge enthalten keine von Schücking unterzeichneten Beiträge, bis er im 13. Stück des Jahrgangs 1838 mit der ersten und letzten Szene eines „Fragments aus einem ungedruckten Gedichte", dem „armen Heinrich" hervortritt (unterzeichnet L. Schücking, Münster). Mit einem Hinweis auf dieses Bruchstück kündigt das „Sonntagsblatt" in Nummer 14 eine Sammlung an: „Gedichte erzählenden, dramatischen und lyrischen Inhalts von L. Schücking, Coesfeld und Münster 1838"; dieser junge westfälische Dichter, so bemerkt es dazu, sei der Anerkennung und Aufmunterung wert. Das Werk ist aber nie gedruckt worden, vielleicht weil die Subskriptionen nicht zahlreich genug waren. Ich glaube das Fragment nicht vorenthalten zu dürfen:

Erſte Scene.

„— — — — — — — — — —

Elfrieda, (tritt auf).

Ach Mutter, Mutter, hörſt Du, wie ſie Heil
Dem wiederkehrenden Gebieter rufen!
Er kommt, er naht! der Banner Rauſchen grüßt
Ihn von den Zinnen freudig niederflutend,
Und Hörnertöne jauchzen in die Luft;
Wie ſinnberauſchend treibt es mich umher,
Der Freude überwältigend' Gefühl,
Wie auf den Silberwogen Windeswehen
Der Waſſerlilien müde Häupter ſchaukelt! —

Heinrich von Palmenſtein, Archibald, Vaſallen, Landleute, Mädchen mit Blumen treten ein.

Alle.

Heil unſerm Ritter, ewig blühend Heil!

Die Mädchen (bekränzen Heinrich).

Hell leuchtet uns der Stern der Freude wieder,
Auf ſeine Palme tau' er Segen nieder.

Heinrich.

Laßt meine Blicke, tränenſchwer, den Dank
Euch, treue Freunde, meiner Rührung ſagen!

(zu Gundrade)

Ha, Gott zum Gruße, mütterliche Frau! —
Und du, Elfriede, eilſt nicht in den Arm
Des treuen Bruders, willſt mich zweifeln laſſen,
Ob ich auch recht die liebliche Geſtalt
Des ſcheuen Kindes in der reich erblühten
Und ſeraphſchlanken Jungfrau wiederfinde?

Gundrade.

Verzeiht, daß ſie mit lähmender Gewalt
Die Feſſel blöder Schüchternheit umwindet.

Archibald.

Ihr habt wohl fern und weit die Welt durchſchweift,
Denn Jahre ſchwanden, ſeit der rege Drang

Von unbeſtimmtem, jugendlichem Sehnen
Euch aus den Hallen Eurer Väter führte,
Die ich Euch treuen Sinns ſo lang bewacht.

Heinrich.

Ich habe weit geſchweift und trunknen Augs
Viel des unnennbar Herrlichen geſchaut
In fernen Reichen, die dem Strahlenthrone
Des Sonnengotts, beglücktere Vaſallen,
Sich näher ſehn und ſeiner Huld ſich freun;
Wo von den ewig heitern Ätherhöhn
Nur leis die Winde ihre Schwingen regen,
Weil tauſend Düfte hemmen ihr Bewegen,
Wo ihre Purpurbruſt Flamingos baden,
Geſellt zu Schwänen, in den Wellen, die
Des heil'gen Lotos Blütenſtaub vergoldet; —
Wo aus den rief'gen Hainen tauſend Stimmen
Beſchwingter Sänger, Melodien hauchend,
Es jauchzend rufen, wo es Geiſterſtimmen
Durch ſanft bewegter Palmen Wipfel flüſtern,
Des Paradieſes Bild und Abglanz ſei
Die ird'ſche Welt! —

Elfriede.

O, wie beglückt iſt doch der Mann zu nennen!
Ihn feſſelt keine hemmende Gewalt
An ſeines Herdes engumſchränkten Kreis,
Es zwingt ihn nichts in immergleiche Bahn;
Was auf der Erde Herrliches ſich bietet,
Was andre Länder Liebliches umfahn,
Er darf berauſcht daran die Blicke weiden,
Und allem fernen Schönen darf er nahn!

Heinrich.

Doch weilt das Glück in weiter Ferne nicht;
Nein, lieber wohnt es, wo auf ihrem Herd
Ein holdes Weib ihm Opferflammen nährt;
Unendlich Sehnen kann kein Schweifen ſtillen,
Denn eng umzirkelt, endlich iſt die Welt.
So ſeh' ich froh mich in der Heimat wieder,
Dem reichen Schwaben, an des Neckars Bord,

Auf blühnden Auen, ſeh' die Hügel dort,
Von Rebengrün, von blauem Duft umhüllt,
Wie von dem eignen, würz'gen Geiſt umnebelt.
Auch du biſt ſchön! und deiner Söhne Sinn,
Wer gäb' ihn für des Südens Herzen hin! —

Archibald.

Und wär' es minder ſchön auch, was Ihr hier
Vom hohen Söller mögt ringsum erſpähen,
An Flur und Au und Burg und Hof und Wald,
Ihr ſeid ſein freier, unumſchränkter Herr,
Und alles huldigt Euch. Ein Oheim iſt
Euch jüngſt geſtorben, und viel Schlöſſer ſind
Mit Land und Leuten Euch anheimgefallen,
Daß Ihr der reichſte Mann im Schwabenland;
Genügt das nicht, um Euch zu feſſeln, um
Es Euren Augen immer ſchön zu zeigen?

Heinrich.

Der reichſte Mann? — Nun wohl,
Nicht ungenutzt will ich die Schätze laſſen;
Mit prachtvoll ſchimmerndem Gewand umgeben
Soll alles ſich, was nicht Natur geſchmückt;
Des Morgenlandes Zaubergärten ſoll
Die Heimat ſchaun, und ſeine Schlöſſer auch
Mit Gold umſtrahlten Kuppeln will ich bauen,
Ein Münſter gründen gleich Sophiens Dom!
Verbannt ſei das Gewöhnliche; ich will,
Daß nur das Köſtliche mich rings umgebe,
Und gleich dem Kaiſer denk' ich Hof zu halten.
Wenn Ruhe dann und Frieden und die Macht
Um meine Herrſcherſtirne Kränze ſchlingen,
Werd' ich mich frohen Sinns ergehen können
In meiner Sehnſucht langeſuchtem Land.

— — — — — — — — — —

Letzte Scene.

— — — — — — — — — —

Elfriede.

O, edler Mann,
Der der Natur Geheimniſſe erſchloß,

Der ihrer Schöpfungen Magie erkundet,
Ich flehe Gottes Segen auf Euch nieder.

Klingsohr.

Nur wen'ge glauben, der
Begleite alle die auf ihren Wegen,
Die ſolcher Forſchungen treueifrig pflegen;
Mir aber iſt Eur Dank der ſchönſte Segen.
Ihr ſeid die edelſte der Fraun! Ihr ſollt
Die hohe Göttin meiner Lieder ſein,
Und nur für Euch will ich mein Spiel erneun!
Im argen Dunkel liegt die Welt, unwert
Des hehren Klangs und ohne Herz für ihn,
Wenn auch das Ohr dem Schmeichellaut ſie leihn;
Vergebens hört man Redner ſtürmiſch flehn,
Vergebens hört man mit gewalt'gen Zungen,
Die Warnungsſtimmen durch die Zeiten gehn;
Wem, den ein Gott erfüllte, iſt's gelungen,
Zu mehr denn Form, den Glauben zu erhöhn?
Vergebens hat der Heiland ſelbſt gerungen! —
Die Sonne "Liebe" iſt dahingeſchwunden.
Was Wunder, daß uns tiefe Nacht umwunden?
Ihr aber habt ſie mir verklärt, und glänzt
Mein Himmelsbild, von Lilienſchmerz umkränzt!
Ich ſteh' berauſcht, entzückt und warmes Regen
Fühl' ich die eisumſtarrte Bruſt bewegen.
Hier bin ich Sänger! Dieſes Landes Höhn
Solln meines Liedes ſüße Heimat hegen,
Das, Bruder ihr, ſo wie die Liebe ſchön,
Auch Kind der Eintracht, Harmonie gekrönt:
Es kann der Geiſt die Schwingen wieder ſchlagen,
Die melodienrauſchenden, entwöhnt
Seit lange ſchon den kühnen Schwung zu wagen
Hinauf, empor zum reinen Raum des Lichts,
Wo hehre Sterne ihre Pracht entfalten
Weit über niedre Sphären des Gewichts
Unwürd'gen Treibens, das ſie lang gehalten.
Dort wird der Erde Nebel mir zum Nichts,
Ich darf berauſcht in em'gem Glanze walten,
Bis mir gelingt, die Krone zu erringen,
Um die ſich Roſen und der Lorbeer ſchlingen,
Als Fürſt im Lichtreich des Geſangs zu ſchalten! —

Zur Ruhe Herzl du haſt zu laut geſchlagen, —
Lebt wohl! Ihr ſaht zu tief in dieſe Bruſt,
Ins dunkle Innre meines Buſens nieder;
Gehabt Euch wohl: Ihr ſeht mich nimmer wieder!
— — — — — — — — — —"

Das ein oder andere Mal noch beſchäftigt ſich das „Sonntagsblatt" mit dem Dichter, als dieſer bereits der kleinen Zeitung entwachſen war. „Der Dom zu Köln und ſeine Vollendung. Dem Dombau gewidmet. Köln 1842", eine Schrift „von überſchäumender Romantik", wie ſich der Verfaſſer ſelbſt ausdrückt, wird im „Sonntagsblatt" lobend beurteilt. —

Schücking iſt einer derjenigen Schriftſteller, in deren Werken ſich die Ablöſung der Romantik durch das Junge Deutſchland verfolgen läßt. Bei Schücking zeigt ſich der Übergang zunächſt äußerlich in ſeiner Mitarbeit an dem Gutzkowſchen „Telegraphen für Deutſchland". Das ſtille Gebiet des „Sonntagsblattes" treffen von der jungdeutſchen Brandung nur hie und da leichte Spritzer — natürlich! denn dieſe Zeitung auf gemäßigt-konſervativem Standpunkt konnte ſich nicht mit den Beſtrebungen von Schriftſtellern befreunden, die man als kosmopolitiſch, revolutionär und unmoraliſch verſchrie. Der Kritiker, der im Jahrgang 1840 (35. Stück) einmal über den „Telegraphen" redet, iſt erſtaunt über die „ernſte, faſt chriſtliche Richtung dieſer Zeitſchrift, wenn auch hin und wieder noch Spuren früherer Anſichten zu finden ſind". Ein Aufſatz Levin Schückings „Der Salon", ſo heißt es in dieſem Artikel weiter, verrate „viel Anſchauung und Beurteilungskraft". Ja, der Rezenſent der „Briefe aus Paris" (1843. 7. Stück) meint, Gutzkow, der darin ſein Glaubensbekenntnis ablege, ſei gänzlich konſervativ geworden. Im 17 Stück des Jahrgangs 1845 iſt eine kurze, nicht originale Leidensgeſchichte Uriel Acoſtas — ein Stoff, den Gutzkow ſchon 1832 in der Novelle „der Sadduzäer von Amſterdam" behandelt hatte, — mit der ſicherlich wohlüberlegten Anmerkung der Redaktion abgedruckt, daß bei der ſich lebendiger entwickelnden Neigung zum Fortſchritt der Blick in die Vergangenheit Intereſſe finden werde.

Selbſtverſtändlich erſcheint im „Sonntagsblatt" auch der Name des damals hochgefeierten Theaterdichters Raupach.

Sein Trauerſpiel „Die Leibeigenen oder Iſidor und Olga“ wurde im 40. Stück des Jahrgangs 1826 beſprochen. Mehr noch mußten in den dreißiger und vierziger Jahren die Romane der Gräfin Hahn-Hahn, die „in der Pſychologie des Unbefriedigtſeins“, wie R. M. Meyer ſagt, „alle Künſtlerromane der Romantik und alle Genieromane des Jungen Deutſchlands hinter ſich gelaſſen“ hat, die ſuchenden Herzen erfaſſen, wenn man auch wohl dieſe Schriften nicht ganz begriff und vielleicht in der Schilderung des ariſtokratiſchen Lebens und Treibens den Hauptzweck erblickte (1838. 39. Stück: „Aus der Geſellſchaft“; 1843. 5. Stück „Ulrich“ — Beſprechungen). Erſt ſpäter, nämlich im Jahrgang 1845 (1.—4. Stück), begegnet auch der Name des zu ſeiner Zeit weltberühmten Fürſten Pückler. Ein Stück aus ſeinen neuen Reiſebeſchreibungen, das über die Perſon Mehemed Alis handelt, wird abgedruckt. Das „Sonntagsblatt“ hat, einem Zuge des beginnenden 19. Jahrhunderts folgend, ſtets viele Nachrichten über Fahrten in ferne Gegenden, über Landes- und Völkerkunde gebracht. Zahlreich ſind die Aufſätze über Auswanderung; dabei erhebt Nikolaus Meyers Zeitſchrift mahnend ihre Stimme und erklärt die Auswanderungsſucht für den gefährlichſten Feind Deutſchlands.

Aus dem Ringen des nach Freiheit verlangenden Liberalismus heraus wurde auch David Friedrich Strauß' „Leben Jeſu“ geboren, deſſen rückſichtsloſe quellenmäßige Kritik der Evangelien alle Welt aufs tiefſte erregte. Es war der Hornruf zum Kampfe gegen die Autorität; damit begann eigentlich, ſo meint Richard M. Meyer, die Revolution. Bei den regen theologiſchen Intereſſen des „Sonntagsblattes“ iſt es natürlich, daß das Werk mancherlei Betrachtungen fand. „Was gibt uns Strauß in ſeinem Leben Jeſu für das Entriſſene?“ — das iſt die Frage, um die ſie ſich drehen. Und wenn ſie ſich ablehnend verhalten, ablehnend wie viele Menſchen, denen die neue Verkündigung keinen Troſt für Herz und Gemüt gab, ſo geſchieht es ohne fanatiſchen Eifer. Nein, mit den Blättchen Hengſtenbergiſcher Richtung hatte die Zeitſchrift Nikolaus Meyers nichts gemein; das bezeugt auch ihre Stellungnahme in dem Streite für und wider Dr. Rupp. —

Weit abſeits von dem Getümmel der eifernden Welt ſtand zu Anfang der vierziger Jahre noch der Weſtfale Friedrich Wilhelm

Weber. Nur den Poeten in seinen jungen Jahren hat das „Sonntagsblatt" gekannt, und deshalb seien die ihn betreffenden Bemerkungen an dieser Stelle eingeschaltet. Wie im Münsterlande wohl eine Eiche einsam über das niedrige Gezweig der Wallhecken emporragt, so überschatten auch im Jahrgang 1842 der Mindener Zeitschrift die lyrischen Beiträge des großen Sachsensängers das immer gleiche poetische Gestrüpp. Bis in die Driburger Zeit hinein hatte er nur wenige seiner Gedichte veröffentlicht; die Unachtsamkeit, mit der er die Kinder seiner Muse behandelte, teilt er mit einem Landsmanne seiner engsten Heimat, dem Bohémien Peter Hille. Webers Bruder Konstanz, der Kaplan in Driburg war, hatte schon im 25. Stück des Jahrgangs 1836 ein wertloses, didaktisches Gedicht in Distichen „Grundsatz" geliefert. Das 2. Stück des Jahrgangs 1842 enthält das erste Gedicht, unterzeichnet Friedel. Julius Schwering hat in seinem Buche „Friedrich Wilhelm Weber. Sein Leben und seine Werke. Paderborn 1900" die Beiträge des westfälischen Poeten zum Mindener „Sonntagsblatt" zusammengestellt.[1]) Das erste dieser Gedichte ist „Menschenherz ein spielend Kind", das in die „Herbstblätter. Nachgelassene Gedichte von Friedrich Wilhelm Weber. Paderborn 1895" unter dem Titel „Menschenkind" (S. 37, 38) mit einigen Änderungen in der ersten und sechsten Strophe übergegangen ist. Auf dieses folgt in Nummer 8 „Mein Hort", das von Schwering mitgeteilt ist. Das 12. Stück bringt das „Lied der Schmiedegesellen". Die Form, in welcher es in die „Gedichte" (29. Auflage, Paderborn 1904) aufgenommen wurde, weicht etwas ab von der ursprünglichen. In Nummer 13 erscheint das „Lied in Trauer zu singen", das sich unter dem Titel „Sei still", in der Fassung ein wenig geändert, unter den „Gedichten" zeigt. Stück 14 enthält das „Lebensbild", demnächst Nummer 18 das Gedicht „Gäogonie", die beide bisher nicht wieder gedruckt wurden. Sie seien hier mitgeteilt:

Lebensbild.

„Es fließt ein Strom durch die Wüste;
Du fragst: Wohin? Woher?

[1]) Zu diesen Ausführungen siehe die Weber-Biographie S. 123 mit der dazugehörigen Anmerkung S. 402/3, und S. 101 f. mit der Anmerkung S. 401.

Die Wellen, die träumerischen,
Sie wissen es selbst nicht mehr.

Und auf dem Strome, da segelt
Ein Schiffer bei Sternenlicht;
Warum? Wohin? Von wannen?
Er weiß es selber nicht.

Doch strebt er rüstig und singet
Ins dämmernde Morgenrot:
Das Leben ist die Frage;
Die Antwort ist der Tod."

Gäogonie.

„O blöder Tor, Du kleines Menschenbild,
Mit Deinem Wahn, mit Deiner Geisteshoffart!
Was streckst Du Deine winzigen Gedanken
Wie Riesenarme, wie Polypenfüße
Durch alle Räume, alle Zeiten aus!
Was plünderst Du den stummen Sarkophag
Der schlummernden Jahrtausende und willst
Des Himmels Höhn mit bleiernem Gefieder,
Mit Deines Witzes Schaum und leichtem Kork
Des Abgrunds unerforschte Tiefen messen!
O blöder Tor, Du kleines Menschenbild! —

Als einst die Ewigthronenden des Himmels
Zu Mahle saßen und bei Becherklang
Und Saitenspiel in hoher Götterlaune
Anmutiglich viel durcheinander sprachen;
Als Bacchus aus der artigen Geschichte
Von Mars und Venus manchen frischen Reim
Mit seines Basses tiefster Grundgewalt
Zum allgemeinen Jubel launig vortrug,
Und nun Merkur, der witzigste der Götter,
In heller Freude mit den Füßen stampfte:
Da fiel — von seinen Schuhn ein wenig Staub.
Ein Sturmwind faßt es auf und treibt es fort.
Im ungeheuren Raum begegnet ihm —
Durchaus des Zufalls Spiel — ein Regentropfen;
Den saugt es ein mit durstigem Vergnügen.
Nun kommt des Wegs ein milder Sonnenstrahl
Und segnet fromm die innige Vermählung.

Da wird das Körnlein fruchtbar, gärt und ſchwillt
Und dehnt und wölbt und rundet ſich allmählich
Zum Rieſenball der ungeheuern Erde.
Nun wird's lebendig in den feuchten Schlacken,
Nun kriecht's hervor in nackter Winzigkeit,
Ein Menſchlein und noch eins. Sie heben an
Und mehren ſich mit froher Emſigkeit. —
Verwundert ſehn von ihren goldnen Stühlen
Die hohen Götter zu und brechen aus
In lautes, unauslöſchliches Gelächter! —"

Nur wenige Änderungen ergibt ein Vergleich des „Wiegenliedes" im 20. und von „Kreuzfahrers Abendlied" im 29. Stück mit den Varianten in der Sammlung der „Gedichte". Ein ganz anderes Geſchenk Webers iſt die „Oſtſeeſage" im 31. Stück; die Faſſung in den „Herbſtblättern" weiſt unbedeutende Erſetzungen einiger Worte auf. Politiſchen Hintergrund hat die „Not der Zeit" des 32. Stückes, welche in der Weber-Biographie einen Platz erhalten hat. Nun folgt erſt wieder in Nummer 46 ein Beitrag des Driburger Arztes „Zwei Trompeter". Die drei erſten Strophen der Faſſung im „Sonntagsblatt", die ſich von der in den „Herbſtblättern" ſtark unterſcheidet, ſind von Julius Schwering abgedruckt worden. Im 48. Stück treten dem Leſer zwei Gedichte von „Friedel" entgegen, von denen das erſte, das „Lebensbild", ſchon einmal im 14. Stück geſtanden hatte. Das zweite iſt „Am Scheidewege". Schwering hat darauf hingewieſen, daß es von Weber ſtark verbeſſert und die Überſchrift in „Dunkler Tag" umgeändert wurde. In dieſer Geſtalt iſt es in die „Gedichte" übergegangen. Der Jahrgang 1843 (12. Stück) enthält nur noch eine Strophe Webers „Glück und Glas", die ſich in den „Gedichten" abermals leicht geändert zeigt. — Alle dieſe Beiträge ſind zwar mit dem Sternchen verſehen, welches die Originalzuſteuerungen bezeichnet, aber von ihnen waren im Jahrgang 1840 von Adolf Bäuerles „Allgemeiner Theaterzeitung" die „Oſtſeeſage" (Nr. 235), „Kreuzfahrers Abendlied" (Nr. 238), „Menſchenherz" (Nr. 247), „Das Lied in Trauer zu ſingen" (Nr. 249) und das „Lebensbild" (Nr. 250) bereits veröffentlicht.[1]) —

[1]) S. Weber-Biographie. S. 401, Anmerkg. zu S. 101.

1838 waren die „Gedichte" von Annette von D..... H..... erschienen, ohne die Aufmerksamkeit des lesenden Publikums zu erregen. Im „Sonntagsblatt" aber (1838. 37. Stück) trat für sie ein begeisterter Rezensent ein: „In Münster blüht ein wahrer poetischer Frühling auf, so viel Dichter und Dichterinnen entstehen in dieser flachen, öden Gegend. Die vorliegenden Gedichte sind von einer Dame und von so bedeutendem, poetischem Wert, wie sie eine weibliche Muse wohl je geliefert hat. — Hier ist kein ewig wiederholtes Klagen um zerstörtes Liebesglück, kein namenloses Sehnen nach unbekanntem Ziel, wie wir so häufig in weiblichen Gedichten finden. Es ist feste, klare Weltanschauung in kräftigen, poetischen Bildern, und oft so hinreißendem Stile geschildert, daß man die Verfasserin eine Geistesverwandte Byrons nennen möchte; aber der Himmel, der dem düsteren Briten verschlossen war, steht ihr offen. Ihre religiösen Gedichte sind voller Begeisterung, Licht und Erhebung. Hier eins zur Probe, worin sich besonders die Schilderung arabischer Natur hervorhebt, die sie mit so kühnen Farben, wie der westfälische Dichter Ferdinand Freiligrath schildert". Es folgt der Abdruck des Gedichtes „Am Feste der heiligen drei Könige". Dieser Artikel, der die Poesien Annettens zu dem besten zählt, was je eine Frau geschaffen habe, und dem „Hospiz auf St. Bernhard" den Preis zuspricht, ist E. unterzeichnet, und dieses E. darf man wohl als Elise von Hohenhausen deuten.[1]) —

An die Epoche der radikalen, jungdeutschen Publizisten, die das Ideal der politischen Freiheit gepredigt und verfochten hatten, schließt zeitlich die Epoche der revolutionären Lyrik an — die letzte Stufe in der Entwickelung, welche dank den deutschen Fürsten und deutschen Regierungen ihren Abschluß in einer Revolution erreichen mußte. Friedrich Wilhelms IV. Regierungsantritt erregte zunächst die Hoffnung des Volkes; er entflammte persönlich ja auch das politische Leben der Nation. Freilich die Enttäuschung kam sogleich, und die Freiheit der Presse war nur ein kurzer Traum. Das Kommandowort zum Beginn des Sturmes war Nikolaus Beckers Rheinlied — die Antwort auf die lärmenden Herausforde-

[1]) Vgl. auch „Sonntagsblatt" 1849. 27.—39. Stück: „Blätter aus meinem Reisetagebuche 1848".

rungen der Franzoſen. Mit einem Male wurde die Tendenzpoeſie allſeitig anerkannt. Natürlich ließen ſich die Poeten der Mittelmäßigkeit, angeſpornt durch den Erfolg, die Gelegenheit nicht entgehen; überall erſchallten Rheinlieder. Auf die eigentliche Politik wollte ſich das „Sonntagsblatt" zwar nicht einlaſſen, aber es nahm doch — das ſtärkere Pathos der neuen agitatoriſchen Bewegung auch ſtärker widertönend als die kritiſch-ſatiriſch gebliebene Propaganda des Jungen Deutſchland — viele Nachahmungen des an und für ſich ſchon platten Beckerſchen Liedes auf. Es ſind nichts weiter als öde Reimereien; die erſte (1840. 48. Stück) beginnt:

„Wir wollen uns erhalten
Das alte deutſche Recht,
Wie es vordem ließ walten
Der Ahnen ſtark Geſchlecht,
Das Willkür nie gelitten,
Nie frechen Übermut,
Und Gut, das es erſtritten,
Zu wahren nie geruht." —

Revolutionär werden dieſe Lieder nicht; die dritte Strophe des erſten Poems lautet zum Beiſpiel:

„Und immerdar erfreue
Der echte deutſche Geiſt
Der Ehrfurcht, Lieb und Treue
Dem Herrſcherhaus erweiſt,
Der rein ſich in der Sitte
Und ſtreng im Wandel hält,
Den Thron und auch die Hütte
Mit gleichem Glanz erhellt." —

Ein anderer Sänger beſchwört den Geiſt des Marſchalls Vorwärts gegen die Franzoſen herauf:

„Denn die Wunden von der Katzbach
Hat vernarbt der Zeiten Flug;
Komm! Du mußt ſie wieder ſchlagen,
Der ſie einſt zu Boden ſchlug."

Doch dieſe Aufwallung des ganzen Volkes gegen Franzoſenübermut und -frechheit iſt nur ein Ausdruck des Gefühls, das bis dahin zurückgedrängt auf dem tiefſten Grunde des

Herzens ruhte — es ist die Sehnsucht nach der alten Reichsherrlichkeit, die auferstehen soll:

„— — — — — — — — — — — —
Ihr, die im Elsaß wohnen und im Lothringer Land,
Entsaget den Franzosen, reicht uns die Bruderhand,
Dann säubern wir mitsammen vom Franzmann jenen Raum
Und rein'gen so von Schlingkraut den starken Eichenbaum.
Juchheirassassa — die Deutschen sind da,
Die Brüder zu befreien, sie rufen Hurrah!

Und wenn vom Münsterturme erst frei die Glocke hallt,
Und wenn in seinem Dome das Siegeslied erschallt,
Dann bricht für Deutschlands Völker ein schöner Morgen an;
Dann darfst du nicht mehr krähen, Du eitler welscher Hahn!
Juchheirassassa . . ."

Für Friedrich List ergriff die Mindener Zeitschrift Partei in seinem Kampfe um „Deutschlands Nationalflagge" (1843. 10. Stück). „Wir unsererseits", so fügt sie der Besprechung eines Aufsatzes aus dem „Zollvereinsblatt" hinzu, „betrachten eine deutsche Flagge als ein mächtiges Förderungsmittel der deutschen Einheit und der deutschen Nationalinteressen". — Die schleswig-holsteinische Frage beschäftigte das „Sonntagsblatt" fast gar nicht. Im 43. Stück des Jahrgangs 1846 wird einmal eine Parabel des „Dorfbarbiers" wiedererzählt: Dänemark mache es wie der Pächter, der seine Hühner versammelte, um sich mit ihnen zu „beraten", in welcher Sauce er sie verspeisen solle; als bei dieser Erklärung ein Hahn heftig gekräht habe, sie wollten nicht verzehrt sein, habe der Pächter geantwortet: „Liebe Getreue, ihr weicht von der Hauptfrage ab!" — Die Zensur hat vielleicht die Mitteilung manches Artikels im „Sonntagsblatt" verboten, teilt doch beispielsweise im 39. Stück des Jahrgangs 1847 die Redaktion mit, der Aufsatz „Die Aufhebung der Zensur durch den deutschen Bund" habe nicht Aufnahme finden können. Reaktionäre Meinungen kommen auch zu Wort. Ein Bürger Mindens wendet sich im 39. Stück des Jahrgangs 1846 gegen die Versuche gewisser Menschen, den ruhigen Bürger durch stetes Hervorheben gerade der übeln Seiten einer jeden Sache in Unzufriedenheit hineinzuführen und seine Untertanentreue zu erschüttern. Jedermann, der einigermaßen eindringe in die Regierung des Vaterlandes, müsse überzeugt

werden, daß die Deutschen sehr wohl beraten seien. Nummer 45 desselben Jahrgangs druckt eine Stelle aus dem dritten Hefte des „Neuen Rheinischen Merkurs" von Friedrich Steinmann gegen den „kommunistischen deutschen Michel in Rheinland und Westfalen" ab. Steinmann aber erfährt in der nächsten Nummer einen scharfen, persönlichen Angriff, der von der „Gesinnungslosigkeit dieses literarischen Chamäleons" redet. — Man sieht, daß das „Sonntagsblatt" in dieser Zeit, die politisch geworden war, doch auch etwas dem veränderten Geschmack der Leser durch Berührung politischer und sozialpolitischer Fragen Rechnung tragen mußte. An einer Stelle (1845. 27. Stück) wird Klage darüber geführt, daß in Westfalen alles still bleibe, während man aus so vielen deutschen Gauen von politischen und religiösen Bewegungen höre. Die maßvolle Zurückhaltung des „Sonntagsblattes" in diesem bewegten Jahrzehnt ist zum Teil auch durch den konservativen Charakter der Westfalen zu erklären. In der religiösen Kontroverse Dr. Rupps, des Verfassers der Schrift „Symbole oder Gottes Wort?" (Leipzig 1846), stellt sich die Mindener Zeitung auf dessen Seite. Er hatte die Entfernung der Verdammungsformeln aus dem Augsburgischen Bekenntnis verlangt und sich gegen die Verketzerungen und Glaubensgerichte der „Evangelischen Kirchenzeitung" gewandt, war aber deswegen aus dem Gustav-Adolf-Verein ausgeschlossen worden. Über diese Angelegenheit drückt sich eine Korrespondenznachricht aus Blotho vom 3. Januar 1847 dahin aus, das „Sonntagsblatt" gewinne durch die Kämpfe der Vernunft gegen die Muckerei immer größeres Interesse. Das Lied im 12. Stück des Jahrgangs 1847 ist aus dieser aufgeregten Stimmung entstanden:

„Freunde, laßt die Freude los,
Hetzt sie auf die Grillen!
Ach vielleicht, daß morgen wir
Schon nicht dürfen so wie hier
Unsre Gläser füllen!
: : :
Aber Freunde, hassen auch
Wollen wir zusammen,
Ewig hassen zweierlei:
Despotie und Frömmelei —
Die mag Gott verdammen!"

Das Jahr des Umsturzes brach an. Von den ersten Aufständen, in der Schweiz, in Bayern und Württemberg, hat das Blatt Nikolaus Meyers seinen Lesern nichts verkündet. In Nummer 11 (vom 12. März) 1848 wird „die Rede des Königs bei Entlassung des vereinigten ständischen Ausschusses" mitgeteilt; und in demselben Stück findet sich die erste Nachricht über die Revolution in Frankreich. Es ist eine Korrespondenznachricht ohne Sternchen aus Berlin vom 3. März, die sich in rhetorischem Wortschwall über die Ereignisse der Februartage ergeht: „. . . Ihr wollt die Republik! Wohl! Wir werden sie nicht schmähen. Aber sie muß natürlich geboren, sie muß eine Wahrheit sein . . . . Ihr aber werft mit frevelhaftem Leichtsinn die Flamme in morsche Gebäude, die Ihr vorsichtig abtragen solltet. Der Sturm braust hinein, und das Feuermeer schlägt Euch über dem Haupt zusammen . . ." Im 13. Stück vom 26. März tritt das „Sonntagsblatt" mit einem „Zuruf an deutsche Brüder" auf, der wohl die mancherlei Mißstände im Vaterlande hervorhebt, aber vor Gewalttätigkeiten warnt. Schmachvoll sei es, den Franzosen „brüderlich die Hand zu reichen", mit ihnen vereint sein zu wollen. Es wird an die Begeisterung der Befreiungskriege erinnert und an den Enthusiasmus, den Beckers Rheinlied einst entfacht hatte. In jenen Märztagen schnellte das Verlangen des Volkes nach politischer Tätigkeit machtvoll empor; Einheit und Freiheit war die Losung. „Vor allem tut Kraft und Einheit nach innen und nach außen, Beruhigung der aufgeregten Gemüter, Aufopferung aller Partikularinteressen und Vertrauen zu den nun bald unsern verehrten König umgebenden Vertretern des Volkes Not," so erklärt ein Mindener im 13. Stück des „Sonntagsblattes" und ruft die Mitbürger auf, vernünftige Forderungen in ruhigen Versammlungen kund werden zu lassen. Eine Nummer weiter wird von Unruhen in Westfalen berichtet. Ebenda spricht Elise von Hohenhausen ihre Wünsche in einem Sonett aus:

Durch Nacht zum Licht.

„Der König stand mit einer Dornenkrone,
Mit einem Speer im liebevollen Herzen,
In jener fürchterlichen Nacht des Märzen
An seinem öden, volkverlassnen Throne;

Und um ihn her ertönen, ihm zum Hohne,
Kanonendonner, die den Himmel schwärzen;
Der König sieht sein Volk in Todesschmerzen
Und fleht zu Gott und seinem ew'gen Sohne. —

Da wird ihm hohes, heiliges Verstehen,
Er fühlt des Zeitgeists mächt'gen Oden walten,
Gott will, daß er an Fürsten[Volkes?]brust erwarme.

Die alten Formen müssen untergehen,
Sie können länger nicht die Welt erhalten:
Der König wirft sich in des Volkes Arme!"

Im 17. Stück wird zur Ernennung der Wahlmänner, welche die Vertreter für den „Reichstag" in Berlin und die Bundesversammlung in Frankfurt zu wählen haben, und zur Formulierung des vorläufigen Grundgesetzes des konstitutionellen Klubs in Minden aufgefordert. Der Zweck dieser Vereinigung war die „Erweckung und Belebung des konstitutionellen Sinnes im Volke; Mitwirkung zur Aufrechterhaltung der gesetzlichen Ordnung, namentlich im besonnenen Fortschritte einer freisinnigen Gesetzgebung, unter steter Begegnung sowohl der Reaktion, als auch jeder anarchischen und republikanischen Bestrebung; Wiederherstellung endlich des Vertrauens zur Beförderung der Arbeit und Gewerbstätigkeit". Besonders der letzte Gedanke wird in vielen Artikeln erörtert — wirtschaftliche Verbesserung!

„‚Entwickelung' — das ist in Wahrheit
Ein Hauptwort der jetzigen Zeit;
Es fehlt ihm jedoch noch die Klarheit,
Denn sonst hätten wir keinen Streit.
Allmählich kann man nur entwickeln;
Denn wollte man alles im Nu
Erhaspeln, das hieße verwickeln:
Das gibt mir doch jedermann zu? —!",

so lautet eine der Reimereien im „Sonntagsblatt" (1848. 22. Stück „Zeichen der Zeit"). Betrachtungen werden angestellt über die verlorene Zufriedenheit und das alle beherrschende, nervöse Mißtrauen eines dem andern gegenüber. Zum Bewußtsein seiner Freiheit und zur freien, sittlichen Selbstbestimmung sollen, so wird philosophiert, die Gesetze den Menschen führen. Oft handelt das „Sonntagsblatt"

über die Frage „Ob Monarchie, ob Republik“ (z. B. 1849. 1. Stück). Manche Artikel richten ſich gegen die Demokraten, ſowohl gegen die, welche nur einen Schattenherrſcher haben wollten, als auch gegen die republikaniſchen, die überall in deutſchen Landen umſtürzleriſche Vereine geſtiftet hatten, und erklären ſich in Bezug auf Preußen für einen wirklichen König, der ſeinen eigenen Willen und ein ſtarkes Recht habe, der ſeinen Willen durchſetzen und Freiheit und Ordnung ſchützen könne. Die Mindener Zeitſchrift bemüht ſich, das Volk, deſſen Begriffe im Kampfe der Parteien ſich mehr und mehr verwirrt hätten, aufzuklären und zwar in gemäßigt liberalem Sinne und aus der Überzeugung heraus von Preußens großem „deutſchem Beruf“. Eine Frankfurter Korreſpondenznachricht, unterzeichnet H. v. H. (1849, 4. Stück), die nicht mehr von der Nationalverſammlung, ſondern erſt von einer ſpäteren, aber unausbleiblichen Bewegung die deutſche Einheit erhofft, drückt dem Redakteur den Wunſch aus, er möge das „Sonntagsblatt“ nach wie vor zum politiſchen Sprechſaal für die verſchiedenſten Anſichten in deutſchen Fragen machen und dadurch den Sinn für Deutſchlands Größe und Zukunft ſtärken. Im 22. Stück vom 28. Mai iſt der erſte der Berichte des Mindener Abgeordneten zur deutſchen Nationalverſammlung, Dr. Ziegerts, über die deutſche Nationalverſammlung in Frankfurt enthalten — es iſt der Bericht über die Eröffnungsſitzung in der Paulskirche am 18. Mai. Das 23. Stück vom 4. Juni bringt einen „Bericht des Abgeordneten Chriſtian Krüger an die Wahlmänner des Kreiſes Minden“ über die erſten Tagungen der konſtituierenden Verſammlung in Berlin. Vor den deutſchen Intereſſen treten in der Zeitung die preußiſchen in den Hintergrund. Die Vorgänge jedoch, die zur Auflöſung des Rumpfparlaments am 5. Dezember 1848 führten, und der Staatsſtreich erheiſchten für Preußen erhöhte Aufmerkſamkeit. Der treffliche, unermüdliche Ziegert ſchloß ſich im Parlament dem erbkaiſerlichen Programm Heinrich von Gagerns an und erntete für ſein energiſches Auftreten den Dank der Einwohner ſeines Bezirks; wenigen, ihn angreifenden Kundgebungen, denen das „Sonntagsblatt“ ſich keineswegs verſchloß, tritt er in ſeinen wöchentlichen Artikeln, die kurz und leicht faßbar die Verhandlungen des Frankfurter Reichstages darlegen, ruhig aber entſchieden entgegen. — Die von der

Nationalversammlung erwählte Reichsgesandtschaft, welche dem Preußenkönig die Kaiserwürde antragen sollte, wurde an manchen Orten mit Begeisterung begrüßt. In Minden erwartete sie am 31. März ein froher Empfang, für den Simson den Dank abstattete (1849. 14. Stück). Nikolaus Meyers Zeitung erzählt, der alte „rüstige Papa Arndt" sei am freudigsten von den Einwohnern Mindens umjubelt worden. Als die vorläufige Antwort von Berlin erfolgt war, forderte Ziegert in den Berichten an das Blatt leidenschaftlich das ganze preußische Volk heraus, nun aufs schärfste von den gesetzlichen Mitteln gegen die „undeutsche Regierung" Gebrauch zu machen, wie es in Süddeutschland viel mehr der Fall sei. Wohlweislich fügt er hinzu, es handele sich um materielle Güter, um eine neue Handelspolitik, welche Absatzwege erschließe, um Wegräumung von Verkehrshindernissen, um Belebung des Handels und Verkehrs, um Aufhebung mancher Lasten, um Wiederherstellung der Ruhe und Ordnung, um die Sicherung der von allen Seiten angegriffenen politischen Freiheit, um die Bewahrung der Volksrechte, welche die Märztage gebracht hätten, — und dies alles hänge von der Einheit Deutschlands und von der Einführung der Reichsverfassung ab. Noch einen Bericht, den vierzigsten, bringt das 22. Stück vom 3. Juni, den Ziegert mit dem Gefühl geschrieben hat, daß es der letzte sein werde. Die Berliner Regierung hatte die preußischen Abgeordneten der Nationalversammlung abberufen; aus Ziegerts Anklagen gegen die Politik des Hohenzollernkönigs spricht die Verzweiflung an dem „Recht der freien Selbstbestimmung und an der Treue der Regierungen". Aber auch die Gleichgiltigkeit des Volkes macht er für das Mißlingen des Werkes verantwortlich. Er glaubt nicht mehr an die Errichtung eines Bundesstaates:

„Mein deutsches Volk, so herrlich einst vor allen,
Deine Eichen stehn —Du scheinst gefallen."[1])

Die Rechtmäßigkeit der Abberufung der preußischen Abgeordneten erkannte er nicht an. Erst am 26. Mai schied er

[1]) Vgl. Körners Gedicht „Die Eichen":

„. . . . . .
Deutsches Volk, du herrlichstes von allen,
Deine Eichen stehn, du bist gefallen!"

aus der Nationalversammlung aus und zwar deshalb, weil der Welckersche Antrag, der gegen jede Einmischung des Auslandes in die inneren deutschen Angelegenheiten Verwahrung einlegte, abgelehnt wurde. Eine nähere Erklärung über seinen Austritt gibt er im 29. Blatt. Auch über die Beratungen der von Dahlmann und Gagern in Gotha veranstalteten Versammlung, die er außeramtlich besuchte, erstattete er der Mindener Zeitung Bericht. Über die Tagungen der Berliner ersten Kammer enthält das „Sonntagsblatt" nur eine Darstellung vom 3. April (1849. 14. Stück) und über diejenigen der zweiten aus derselben Zeit zwei. Ein vierter Artikel berichtet über die Vertagung der ersten und die Auflösung der zweiten Kammer.

Mit der dänischen Frage befaßt sich das „Sonntagsblatt" auch jetzt nur wenig; Stück 16 des Jahrgangs 1848 hatte Geibels Sonett „Schleswig-Holstein" („Deutschland, bist du so tief vom Schlaf gebunden, Daß diese fremden Zwerge sich getrauen . .") wiedergegeben. Das 14. Blatt des Jahrgangs 1849 enthält dann „zur Belehrung" eine kurze, historische Darstellung der Rechtslage. —

Später berichtet die Zeitschrift ohne Haß und Groll über die herzliche Bewillkommnung des Prinzen von Preußen in „der guten Stadt Minden" am 17. November 1849. Elise von Hohenhausen widmet dem Hohenzollern ein Sonett, und ihre Begeisterung geht so weit, daß sie ihn mit — dem großen Alexander vergleicht!

Die Artikel über die politischen Verhältnisse werden nun immer seltener — nur noch einige kleine, geschichtliche Bilder und Zitate, die darauf Bezug nehmen. So werden zur Charakteristik der vormärzlichen Zeit die Leser im 41. Stück mit dem spitzigen Sprüchlein Saphirs erfreut, das in seinem Schlafzimmer als Inschrift prangte:

„Glücklich allein ist der Schlafende nur,
Er schnarcht ohne Polizei und träumt ohne Zensur."

Die unparteiische Haltung des „Sonntagsblattes" während der Jahre 1848/49 — hatte es doch beispielsweise auch zu Sammlungen für die Familie Robert Blums aufgefordert — setzte es der Gefahr aus, daß vom konstitutionellen Klub in Minden eine wöchentliche Doppelzeitung in hochkonservativem Sinne begründet worden wäre. Aber das Unternehmen scheiterte, zumal die Zeitschrift Nikolaus Meyers

sich für unbedingt konstitutionell erklärte. — Wiederholt hatte ihr schon Konkurrenz gedroht, da durch die stärkere Anwendung technischer Hülfsmittel das Zeitungswesen mächtig gefördert worden war. 1834 war ein Gesuch des Mindener Buchhändlers F. W. Eßmann um Herausgabe eines Volksblattes „Porta Westphalica" zur Belehrung und Unterhaltung abgelehnt worden, ebenso zwei Bewerbungen des Buchdruckers Bruns und des Buchhändlers Eßmann, und im Jahre 1843 diejenige um ein Kreisblatt für amtliche Bekanntmachungen.[1]) Die amtlichen Listen verzeichnen für das Jahr 1851 neben der nunmehr kautionspflichtigen Zeitung Nikolaus Meyers die beiden sich auf bestimmte, amtliche und privatrechtliche, Bekanntmachungen beschränkenden und daher von der Kautionsleistung befreiten Anzeiger: den „Mindener" (erste Nummer 31. Dezember 1851), welcher aus den „Wöchentlichen Kirchennachrichten" (zuerst 1847 erschienen) herausgewachsen war, redigiert und gedruckt von dem Buchdrucker Christian Fickert, der sich an der freiheitlichen Bewegung scharf beteiligt hatte; und den „allgemeinen öffentlichen", redigiert von Friedrich Eßmann und gedruckt von Bruns. Der „öffentliche Anzeiger" des „Sonntagsblattes" und des „Amtsblattes" der Regierung genügten nun nicht mehr. In dieser amtlichen Aufstellung wird die demokratische „Porta Westphalica" des Buchhändlers Eßmann, die am 1. Januar 1848 als Monatsschrift „ohne Konzession" gegründet worden war, nicht mehr genannt. Sie soll in der Revolutionszeit unter den mannigfachsten Namen verbreitet gewesen sein, als „Hahn", „Leuchte", „Glocke", „Echo", „Sprecher", „Stachel", „Lampe", „Beobachter", „Bremse" usw. Jedenfalls ist sie 1850, nach einem Verzeichnis von Ende Juni, mit dem Mindener „Kreis- und Intelligenzblatt" zweimal wöchentlich erschienen. Sie hatte angeblich 7—800 Abonnenten — das „Sonntagsblatt" damals blos 450. Es wurde nur noch von den Beamten und dem höheren Bürgerstand gelesen. Die Erklärungen der „Porta Westphalica" wie des „Sonntagsblattes", alle politischen und sozialen Erörterungen unterlassen zu wollen, erfüllten sich nicht; sie wurden deshalb kautionspflichtig. Am 4. Juli 1852 (s. 27. Stück) legte die Regierung dem

[1]) Diese und die folgenden Angaben: Staatsarchiv Münster. Archiv der neueren Zeit. (A. N. Z.) Oberpräsidium.

„Sonntagsblatt" den Zeitungsstempel auf; Nikolaus Meyer, mußte eine Bürgschaft von 1500 Reichstalern leisten.

Nicht im mindesten hatten die Stürme der Jahre 1848/49, welche die Bedeutung der Tagespresse gewaltig gehoben hatten, das „Sonntagsblatt" geändert. Nach der kurzen Frist der bewegten Teilnahme an den Ereignissen versank es wieder in die alte, leidenschaftslose Art. Und wenn da Proben aus Redwitzens auflagereichem Epos „Amaranth" deshalb wiedergegeben werden, weil es „mit neubelebender Wärme durch Religion, Frühling und Liebe" die Menschen erfrische, so war das ein Ausdruck für den sentimentalen Jammer, der die Deutschen nach den drangvollen Jahren des Realismus und der Revolution ergriffen hatte.

Von den nun eintretenden, rückschrittlichen Strömungen hat das „Sonntagsblatt" unter Nikolaus Meyers Leitung nur noch die ersten Anfänge erlebt. Freilich die Preßgesetze zu Anfang der fünfziger Jahre trafen Zeitschriften wie die Mindener nicht besonders hart, da sie sich von der Politik ziemlich fernhielt. Das 18. Stück des Jahrgangs 1850 trat für den reaktionären „Treubund" ein, „dessen Zweck die sittliche Erhebung des Volkes", und „dessen Seele die Treue gegen den König und das angestammte Haus Hohenzollern, gegen Gott, die Obrigkeit und die Menschen" sein sollte. Und doch, wenn beispielsweise im 4. Blatt des Jahrgangs 1853 ein Auszug aus W. H. Riehls „Bürgerlicher Gesellschaft"[1]) erschien, so berührte die Mindener Zeitung damit leise die neue deutsche Geschichtschreibung.

Daneben stehen dann auch Gedankensplitter aus M. G. Saphirs „Tagebuch" (1852. 11. Stück). Nikolaus Meyers Blatt charakterisiert Heinrich Heine noch 1851 (48. Stück) wohlwollend und teilt Gedichte von ihm als Proben mit. Nicht so gut ergeht es O. Roquette mit seinem „Orion" (1851. 25. Stück). Im 16. Stück des Jahrgangs 1852 wird Berthold Auerbachs Roman „Neues Leben" besprochen. —

Die Neigung zu fremdländischen Literaturen hat die Mindener Zeitschrift nie verlassen; so findet sich in Nummer 10 des Jahrgangs 1852 ein Aufsatz über Gogols Novelle „Tote Seelen". — Es müssen nun ein paar Betrachtungen einge-

[1]) Bd. II seiner „Naturgeschichte des Volkes als Grundlage einer deutschen Sozialpolitik".

fügt werden über die Beziehungen des „Sonntagsblattes“ zum britischen Schrifttum, das all die Jahrgänge hindurch mit ihm eng verkettet geblieben ist. Über Elise von Hohenhausen, die als Vermittlerin an erster Stelle genannt werden muß, wurde bereits gehandelt. Lord Byron war ihr Abgott. Von ihm, der eine neue Literatur- und Weltepoche eingeleitet hat, wurden allüberall die Geister hingerissen — konnte doch selbst ein Goethe nicht Worte genug finden, ihm seine „unerschöpfliche Verehrung und Liebe“ auszusprechen.[1]) Und das „Sonntagsblatt“ registriert unbewußt, doch getreu die Erschütterungen, welche diese vulkanische Natur im Geistesleben Europas verursachte. Man wird nicht müde, immer wieder, auch noch lange nach seinem Tode, Mitteilungen über sein Leben und enthusiastische Besprechungen seiner Werke zu geben, es folgt eine Übertragung von Dichtungen Byrons der andern: „Die Schlacht von Waterloo, aus dem Englischen im Versmaße des Originals“ ohne Angabe des Übersetzers (1820. 1. Stück); mehrfach Stellen aus „Childe Harold's Pilgrimage“ (1820, Nummern vom 21. und 28. Mai; 1821, Nummern vom 9. und 16. September); aus den Liedern an „Thirza“ von Julie von Nordenflycht (1820, Nummer vom 10. Dezember; 1823, Nummer vom 10. August) und von Elise von Hohenhausen (1823, Nummer vom 7. September); dann die beiden Sonette „An Genevra“ (1826. 43. und 45. Stück) ohne Übersetzername u. s. f. Im 25. Stück des Jahrgangs 1836 ist ein kleiner Aufsatz von J. L. (wohl Lodtmann) über „Lord Byron und Walter Scott“ enthalten, der eine anschauliche Vergleichung des Lebens und der Charaktere der beiden Dichter bietet. Diese beiden seien es gewesen, welche „der geistigen Richtung des neuesten Europas ihr Siegel aufgedrückt“ hätten. Die Einwirkung des großen Romanschreibers auf Deutschland wird von derjenigen Byrons in Schatten gestellt. Gewiß, man erwartete auch bei uns gespannt die Neuerscheinungen des Dichters, den das „Sonntagsblatt“ als den „Shakespeare des Romans“ bezeichnet (1836. 27. Stück, Aufsatz „Walter Scott“): im Jahrgang 1824 (4. und 11. Stück) findet sich

[1]) Vgl. Bielschowsky, Goethe. Sein Leben und seine Werke. Bd. II, München 1904. S. 585 ff.; dort über den Einfluß Byrons auf die Gestaltung des „Faust“.

die Übertragung einer Stelle aus dem „Sanct Ronans Brunnen", im nächsten Stück ein Bericht über „Redgaunlet" und im 1. Blatt des Jahrgangs 1830 über „Anna von Geierstein", betitelt „Vehmgericht". Noch sei erwähnt, daß zur Nummer vom 26. März 1820 Julie von Nordenflycht eine Übertragungsprobe aus dem „Antiquary" beisteuerte. — Nächst diesen Dichtern findet der melodienreiche Ire Thomas Moore am meisten Gefallen. Die Nummer vom 29. Juli 1821 bringt Teile einer Übersetzung aus „Lalla Rookh", jener reizenden Erzählung aus der orientalischen Zauberwelt. Die Verdeutschung von Moores „Letzter Rose" der schon genannten Karoline v. R. (1821. 52. Stück) steht weit hinter der Lieblichkeit des Originals zurück. Nicht unterzeichnet ist eine Übersetzung „Des gefallenen Engels Erzählung. Nach Thomas Moore" (1829. 41.—43. Stück). In Wirklichkeit aber liegt hier Lamartines Gedicht „La chute d'un ange" zugrunde. Die Unterschrift M. B. unter einer Übertragung von Moores „Gesellschaftslied für die Poco curanti" (1835. 12. Stück) läßt Moritz Bachmann als den Verfasser vermuten. Moritz Bachmanns vollen Namen tragen die Übersetzungen von Robert Burns' Ballade „Hans Gerstenkorn" (1831. 23. Stück) und die eines Gedichtes „Des Geistes Sendung" von Walter Raleigh, dem Seehelden (1831. 21. Stück). — In der Zeit, wo der Byronismus in Europa herrschte, konnte natürlich ein Dichter wie Percy Bysshe Shelley nicht übersehen werden: das 7. Stück des Jahrgangs 1840 teilt das Sonett „Auf ein Grab" mit und das 8. Stück ein Gedicht voll Weichheit und Lebensmüdigkeit „Vergänglichkeit" (beide unterzeichnet: —r aus M.). — Nummer 11 desselben Jahrganges bringt auch einen Aufsatz über die zeitgenössischen englischen Dichterinnen. Zum Schluß sei auf die kleinen Abhandlungen über Popes Leben (1834. 1. Stück), über Bulwer (1837. 9. Stück) und über Burkes berühmte Reden im englischen Parlament hingewiesen. — In dieser Zusammenfassung ist das, was im „Sonntagsblatt" der englischen Literatur entstammt, nur auszugsweise angegeben; auch war schon vieles bei der Darstellung von Freiligraths Mitarbeit an der Mindener Zeitung vorweggenommen. Für Nikolaus Meyers Zeitschrift ist die tiefe Freude am britischen Schrifttum ein charakteristischer Zug. —

Sie hat auf fast alle bedeutenden Literaturen ihren

Blick gerichtet. Flüchtig gestreift wird auch die Poesie der Vereinigten Staaten: „Kurze Übersicht der neuesten nordamerikanischen Literatur im Fach der Romane und Gedichte" nach der Bostoner „North American Review" im 7. Stück des Jahrgangs 1826, ferner eine Abhandlung über R. W. Emmersons Essays „Nature" im 22. Blatt des Jahrgangs 1821. — Weltliteratur an Stelle der Nationalliteratur! — das hatte Goethe gefordert, das war das Streben der Romantiker gewesen. An die Prophezeiung des Altmeisters knüpft eine Folge von Aufsätzen an (1834. 22.—52. Stück), welche die Geschichte der englischen Literatur von Chaucer bis Swift darstellen, freilich ohne jegliche ästhetisch-kritische Betrachtung. Der ungenannte Verfasser glaubt, die deutsche Literatur sei ohne Übersetzungen zu arm, und der Grund für diese Armut liege in den allzu reichen politischen Ereignissen. Dasselbe treffe für Frankreich zu, auf dessen Parnaß es sich indessen gerade wieder zu regen beginne. Gegenüber dem Interesse an der englischen Dichtung ist das an der französischen verschwindend; der Poet, an den hier in erster Linie erinnert werden muß, ist eben Freiligrath, der Verdeutschungen Victor Hugos beitrug. Im „Sonntagsblatt" finden sich auch einige Übersetzungsproben aus Victor Hugos Trauerspiel „Marion de Lorme" (1832. 11—14. Stück). Nummer 44 des Jahrgangs 1834 enthält eine sonderbare Charakteristik Alexander Dumas', deren kühne Antithesen geistreich sein wollen. Zum Schluß seien noch zwei kleinere Besprechungen über Chateaubriand (1836. 6. Stück), über Balzac (1837. 19. Stück) und ferner folgende Übertragungsproben erwähnt: 1. Szene des 1. Aktes von Voltaires Trauerspiel „Rede der Merope", metrisch übersetzt von Henriette von Montenglaut, geborene von Cronstain, (1822, Nummer vom 17. Februar); 1. Szene des ersten Aktes von Delavignes Tragödie „Paria" (1822, Nummer vom 16. Juni); und die drei ersten Akte von de Vignys Drama „Chatterton". —

Die letzten, als original bezeichneten Beiträge zum „Sonntagsblatt", die noch bemerkt werden müssen, sind ein paar Gedichte des damals hochgefeierten Verfassers der „Lieder des Mirza Schaffy" im Jahrgang 1852: „Auf der Reise" (Nun leb wohl, Glück auf die Reise . ., 19. Stück),

„Süße Bettelei“ (Ein Bettler klopft . . ., 21. Stück), „O, sieh die Perlen auf der Schnur“ (22. Stück), „Ins Album“ (Es hat der Spruch der Weisheit sich . . ., 22. Stück). Nur die drei ersten finden sich in Fr. Bodenstedts „Ausgewählten Dichtungen“ (2. Aufl. 1864, S. 271, 259 und 273).

Die Entwickelung der Naturwissenschaften und die Anwendung ihrer Resultate auf das praktische Leben in den vierziger Jahren (vgl. 1841. 21. Stück über die Anwendung chemischer Entdeckungen auf den Ackerbau u. s. w.) kam natürlich im „Sonntagsblatt“ ebenso zur Geltung. Da wurde über „Newtons Gesetz der allgemeinen Anziehung“ (1843. 22. Stück) und mehrmals über den Foucaultschen Pendelversuch gehandelt, und wiederum kam der feurige Glaube an den erstandenen Gott der Esse in Gedichten zum Ausdruck.

„Wir leben in der großen Zeit
Des Fortschritts, der Enthüllung;
Was wir vor kurzem prophezeit,
Geht heut schon in Erfüllung;
— — — — — — —
Es ist ein ungeheurer Kampf,
Der alles umgestaltet,
Wo Pulver nicht, wo Wasserdampf
Zum Heil der Menschheit waltet.
Glück auf, Glück auf! in diesem Krieg
Erringt der Wasserdampf den Sieg!“

(1843. 53. Stück.).

Nikolaus Meyer selbst war der eifrigste Beiträger zu seiner Zeitschrift. Er verfaßte mancherlei kleinere, populär gehaltene naturwissenschaftliche und technische Aufsätze, praktische Ratschläge für den Landwirt, Mitteilungen über Erfindungen u. s. f. Er steuerte auch andere gemeinnützige Darstellungen bei, wie z. B. über Erziehung, über Kunstgewerbe und ebenso gelegentliche kunsthistorische Erörterungen. Zahlreiche Anekdoten, Rätsel, die besonders in den ersten Jahrgängen des „Sonntagsblattes“ sehr beliebt waren — ein Rätselkampf wurde geführt, an dem sich unter anderen L. Zumpfort, G. Büren, Henriette von Hohenhausen, eifrig beteiligten — Fabeln u. s. f. stammen von seiner Hand. Meyers literarische Interessen zeigen sich in Besprechungen, z. B. der Werke Petrarcas (eine Übersetzung des 77. Sonetts

im 2. Stück des Jahrgangs 1819), oder in dem Abdruck von Proben, z. B. aus der von F. Cramer 1819 herausgegebenen Sammlung der Schriften Hamanns („Sibyllinische Blätter" und von ungedruckten Versen Renners, des Henning-Dichters (1820, Nummer vom 25. Juni):

„Der Anfang unsers Lebens
Beruht auf Unverstand,
Der Fortgang ist vergebens,
Wird unnütz angewandt,
Das Mittel heget Quälen,
Das Ende Müh und Not,
Die Rechnung kann nicht fehlen,
Das Fazit macht der Tod."

Eine ansprechende Übertragung des Mailiedes „Sonntagsfrühe" „aus den alemannischen Gedichten des Herrn Prof. Hegel [Hebel] ins Plattdeutsche" findet sich in der Nummer vom 4. Mai des Jahrgangs 1817. — Zu Anfang seiner Redaktion hatte Nikolaus Meyer in seiner Zeitschrift eine Rubrik „Sternschnuppen" eingerichtet, in welcher lustige Einfälle und kurze Stegreifgedichte erscheinen sollten. Er fühlte sich gerade auf dem Gebiete des Gelegenheitspoems zu Hause. Von ihm finden sich im „Sonntagsblatt" zudem: in Nummer 8 des Jahrgangs 1817 eine Szene aus seinem unveröffentlicht gebliebenen Trauerspiele „Rahel"; in Nummer 7 des Jahrgangs 1818 eine Probe aus einem ebenfalls ungedruckten Lustspiele „Die drei Nebenbuhler". Die Mehrzahl seiner Beiträge sind aber lyrische Erzeugnisse, von denen einige auch in seinen „Gedichten" von 1814 und in seinem „poetischen Taschenbuche" „Eros" (1831) gedruckt sind. In den letzten Jahrgängen tritt der Name des Redakteurs nicht mehr so oft entgegen, wie denn auch in ihnen die entlehnten Artikel häufiger sind. Nikolaus Meyer stand damals bereits in hohem Alter. Es ist oben ausgeführt worden, daß dem „Sonntagsblatt" ein gefährlicher Wettbewerb entstanden war, der seine Abonnentenzahl herunterdrückte. Die Epoche, da die Unterhaltungsblätter alten Stiles für die Leselust des Volkes eine angemessene Befriedigung gewährten, war überhaupt dem Ende nahe. Das „Sonntagsblatt" konnte sich in der Art, wie es uns durch die vorliegende Untersuchung bekannt geworden ist, den veränderten Ansprüchen gegenüber

nicht mehr behaupten. So stellte sich denn in Nummer 14 (3. April) des Jahrgangs 1853, des siebenunddreißigsten unter Nikolaus Meyers Leitung, ein neuer Redakteur den Lesern der Zeitschrift vor: Dr. M. H. Haase. Die Zeitung erschien nunmehr in etwas größerem Format, und in ihrem Wesen näherte sie sich den heutigen Tagesblättern: „über dem Strich" neben den lokalen Nachrichten solche der allgemeinen Tagesereignisse, „unter dem Strich" belletristische, geschichtliche und naturhistorische Mitteilungen, und hier blieb die Tendenz der Belehrung und Unterhaltung gewahrt. Das Beiblatt, die „Fama", brachte nach wie vor hauptsächlich Anzeigen.

Schlußwort.

Macaulay sagt einmal: „The only true history of a country is to be found in its newspapers". So ist auch das Mindener „Sonntagsblatt" ein getreuer Spiegel der steifleinenen, deutschen Biedermeierzeit. Es verrät im Laufe all der für die Journalistik ungeheuer bedeutungsvollen Jahre keine innere Entwickelung; aber es zeigt in mattem Abglanz das Suchen der damaligen Kulturwelt nach einem neuen Inhalt und, trotz der Unfreiheit der Presse, in dem Dunkel der zopfigen, politischen Verhältnisse das Schaffen des deutschen Nationalgeistes an dem Werke, das vor Paris gekrönt wurde. Nikolaus Meyers Blatt, eine Zeitschrift mit freien, selbständigen Bestrebungen konnte sich nicht mit den berühmten Zeitgenossen, dem „Freimüthigen", dem Cottaschen „Morgenblatt" oder auch dem „Gesellschafter" messen, aber über die Bedeutung eines bloßen Lokalblattes hat es sich emporgehoben! Dafür spricht der große Verbreitungskreis, dafür sprechen die Namen der Beiträger, dafür sprechen die verschiedenen Urteile Goethes. Dieser schrieb am 25. Oktober 1827: „. . . . Mir ist besonders angenehm zu sehen, daß Sie und Ihre Freunde umsichtig auf dasjenige wirken, was zunächst erfordert wird, was Ihrer unmittelbaren Umgebung Nutzen bringt. Hierdurch unterscheidet sich Ihr Bestreben von so manchen deutschen Zeitblättern, die nichts Besonderes, Eigentümliches beabsichtigen, vielmehr ins Allgemeine gehen und dadurch einander völlig ähnlich werden, anstatt daß sie sich zu wechselseitiger Einwirkung bemühen

sollten, ihren Charakter verstehend, ihre Bedürfnisse so wie ihre Leistungen anschaulich zu machen". Als Redakteur dieses Blattes hat Nikolaus Meyer an der Wiege großer Dichter gestanden. Gewiß, es ist kein Garten voll blühender, duftender Poesie; man kann auch getrost in Worten Annettens von Droste-Hülshoff reden von „miserablen Heckenpoeten" und von „Gedichten, die wie Spülwasser schmecken", und man darf ebenso von Nikolaus Meyer in Worten Annettens behaupten, er habe sich an jedem unerwarteten Geistesfunken seiner Freunde kindlich gefreut. Aber der bunte Wust von dilettantischen Poesien wird, und zwar nicht nur für den Literaturhistoriker, reichlich aufgewogen durch die Erstlingsbeiträge eines Hoffmann von Fallersleben, eines Freiligrath und eines Friedrich Wilhelm Weber.

Ein halbes Jahrhundert lang hat Nikolaus Meyer, der sich selbst durch seine vielseitige Tätigkeit zu seinem Schaden zersplitterte, das junge, strebende Geschlecht unterstützt und gefördert. Gleich gemeinnützig ist sein unabläßiges, menschenfreundliches Wirken gewesen; und ein Goethe hat den sonnigen, herzensguten Mann seiner bleibenden Freundschaft gewürdigt.

Inhalt.

	Seite
Literatur	5
Einleitung	7
I. Nikolaus Meyers Leben und Schaffen	9
II. Das Mindener „Sonntagsblatt" (1817—53)	34
Schlußwort	102

PT 2433 .M17 Z85 C.1
Nikolaus Meyer als Freund Goet
Stanford University Libraries
3 6105 037 756 520

PT
2433
M17Z85

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.